



BIBLIOTEKA GŁÓWNA

Archiwum

A 985 II

~~2001~~







# Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südens

---

Herausgeber: Gauberlag = NS = Schlesien, G. m. b. H.

Schriftleiter: Dr. Carl Dyressen - ab 1. April 1934 Waldemar Glaser, Breslau

---

## 11. Jahrgang

---



1933.1492

1934

---

Gauberlag = NS = Schlesien, G. m. b. H., Breslau 5, Am Sonnenplatz

Druck: NS-Druckerei, Breslau 2, Flurstraße 4

# Inhalts-Verzeichnis:



## Literatur:

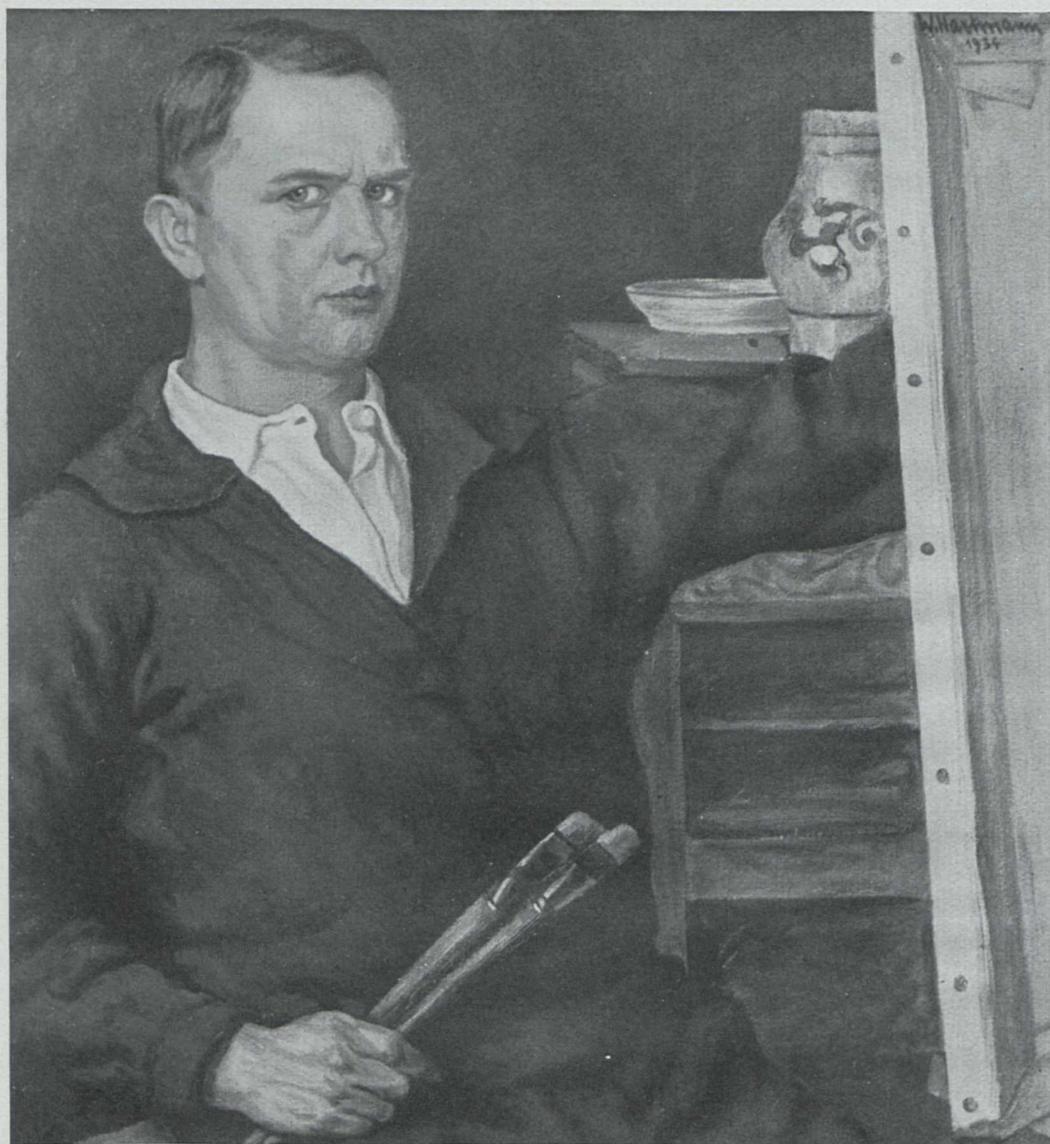
	Seite
Maria Anders: Allerseelenweg. Gedicht . . . . .	447
Rudolf G. Binding: Dies war das Maß. Gedicht . . . . .	411
Buchbesprechungen: 38 80 118 160 198 241 282 337 392 441 497	548
Felix Dahn: Zum 100. Geburtstage am 9. Februar . . . . .	78
Jürgen Eckart: Hermann Stehr, der Siebzigjährige . . . . .	41
Paul Ernst: Der deutsche Gott . . . . .	412
Friede Sewecke: Schlesische Frauenbildung der Gegenwart . . . . .	292
Prof. Dr. Hans Heckel: Breslauer Literaturleben von den Befreiungskriegen bis zum Vormärz . . . . .	10
Alfred Hein: Als der Nikolaus nicht kam . . . . .	504
Erich Hoinkis: Rynsburgherbst . . . . .	354
Leonhard Hora: Marie Klerlein † . . . . .	287
— Heimat. Gedicht . . . . .	426
— Heiliger Abend . . . . .	523
Günther Jordan: Was wissen wir? Gedicht . . . . .	400
Hans Kaboth: Die Vereiten. Gedicht . . . . .	412
— In einer alten Stadt. Gedicht . . . . .	427
W. Kramp: An die Dichter. Gedicht . . . . .	413
Hans Ruhn: Aus „Das Leben im Tode“. Hölle und Himmel werden auf Erden zu wachsen beginnen . . . . .	396
Walter Ruhn: Dürrlaub. Gedicht . . . . .	427
— Verlassen. Gedicht . . . . .	425
— Straßenbauarbeiter. Gedicht . . . . .	485
Dr. Heinrich Kentwig: Robert Karger zum 60. Geburtstage . . . . .	203
Alfred Pudelsko: Wehrgeographie der Innerödetischen Pässe . . . . .	203
Baldur von Schirach: Christus. Gedicht . . . . .	395
Schlesische Künstler im italienischen Schnee . . . . .	150
Rudolf Alexander Schröder: Heilig Vaterland. Gedicht . . . . .	344
Herbert Schwarz: Zwischen den Häusern der Stadt. Gedicht . . . . .	353
— Wir tragen das Leben. Gedicht . . . . .	491
Wolfgang Schwarz: Flaggenruf. Gedicht . . . . .	323
— Sankt Nikolaus . . . . .	507
Bernhard Wilm: Der Christbaum . . . . .	509
Hans Zuchhold: Deutscher oder Pole? . . . . .	255

## Kunst und Kunstgewerbe:

Kunstberichte . . . . .	36 37	78
Prof. dell'Antonio: Holzgeschnitzte Sportpreise . . . . .		231
Dr. Kurt Wimler: Karl Grossers Kunsthausprojekt . . . . .		14
Der Dresdener Holzsnitzkünstler H. Jäger im Schlesischen Provinzialmuseum . . . . .		252
Die Ausstellung in der Poelzighalle . . . . .		248
Ehrenbürgerbrief der Stadt Breslau für Adolf Hitler . . . . .		119
Gedächtnisausstellung Schlabitz-Kabierschky . . . . .		253
Hermann Grosser: Von einem Holzsnitzer in den Grafschaffer Bergen. (Reinhold Rosenberger) . . . . .		513
Dr. Christian Gündel: Der Silberschatz der Breslauer Bäckerge- bruderschaft . . . . .		64
Prof. Siegfried Haertel: Aus Breslaus künstlerischer Vergangenheit . . . . .		7
Kiunka: Plastik des Gauleiters und Oberpräsidenten Helmuth Brückner . . . . .		163
Dr. Wolf Marx: Die Wandbilder in der Sanftführerschule Bischwitz von Wilhelm Überück . . . . .		177
Dr. Walter Nickel: Die Kunst Edgar Bennas auf dem Gebiete der Glasveredelung . . . . .		349
Dr. Reimann: Hermann Buchal . . . . .		46
Bruno Schmialek: Die Graphik als politisches Kampfmittel . . . . .		16
Curt Schumm: Die Infrarot-Photographie in der Heimatkunde . . . . .		58
P. K. Sommer: Krieg und Kunst . . . . .		344

	Seite
Fritz Heilmann: Bunzlauer Kleinplastik . . . . .	43
Dr. Arnold Wienicke: Max Odog . . . . .	30
— Ludwig Richter . . . . .	222
Kurt Wiesner: Georg Müller . . . . .	131
Prof. Heinrich Wolff: Kunst und Provinz . . . . .	4
Dr. Volthar F. Joch: Kunstgewerbe aus Schlesiens vorgehichtlicher Zeit . . . . .	93
— Nephrit, der neue Edelstein . . . . .	475
<b>Volkstum:</b>	
Dr. Ernst Boehlich: Sippenforschung und Volksgeschichte . . . . .	358
Fritz Ceulla: Hausnamen und Hauszeichen an Breslauer Bürgerhäusern . . . . .	25
Hans Hickmann: Orientalische Musik . . . . .	542
Die Jahrhunderthalle / Das Nationaldenkmal. Der Dom des deutschen Volkstums . . . . .	81
Christof Krumbhener: Das Rainern, ein alter schlesischer Fastnachtsbrauch . . . . .	62
Max Liske: Es geht um unsere schlesische Mundart . . . . .	312
Wolfgang Loose: Auf einem Dorffriedhofe . . . . .	448
Franziska Obst: Von alten schlesischen Stammbüchern . . . . .	104
— Sudetendeutsche Hirtendichtung . . . . .	475
Dr. Georg Scharf: Hansinschriften in Schlesien erzählen . . . . .	373
— Ein Alt Reichenauer Adventspiel . . . . .	517
Ernst Schenke: Durchbruch der schlesischen Mundartdichtung zu neuer Volks- tümlichkeit . . . . .	136
Cordula Seiffert: Ein Stammbuch im Dienst der Familienforschung . . . . .	363
Walter Steller: Aufgaben der schlesischen Volkskunde . . . . .	464
<b>Heimatkunde:</b>	
Hans-Eberhard v. Besser: Das Kreuz von Erdmannsdorf . . . . .	110
Dr. Ernst Boehlich: Wie alt ist der Christbaum? . . . . .	510
Gustav Erich Soede: Siedeln und Bauernschaften in Schlesien . . . . .	144 186
P. E. Muschalla: Breslauer Wandervogel 1914 . . . . .	451
— Der Ranslauer Pfarrerstreit . . . . .	477
Fritz Wiedermann: Holzkirchen überliefern germanisches Erbgut . . . . .	384
<b>Geschichte:</b>	
Fr. B. Hein: Die Oder bestimmt deutsche Geschichte . . . . .	120
Max Hellmich: Zwei Schwerter des peinlichen Gerichts in Schlesien . . . . .	19
Dr. Emil Maxis: Faschismus, die Lebensform Italiens . . . . .	267
Studienrat Kurt Moese: Herzog Wallenstein als Landesherz von Sagan . . . . .	52
Kurt Pagné: Friedrich der Große und die Jesuiten . . . . .	479
Curt Schumm: Georg Wilhelm, der letzte Pfälzerherzog . . . . .	93
Junge v. Wiese: Krenznach: Großes Hauptquartier . . . . .	453
Dr. Arnold Wienicke: Freischar fürs Vaterland . . . . .	524
<b>Kultur und Bewegung:</b>	
Dr. Ernst Boehlich: Unsere germanische Religiosität . . . . .	299
Dr. Karl Richard Gauzer: Wer lästert Richard Wagner, und wer Friedrich Nietzsche? . . . . .	417
Rudolf Glaser: Schwarmgeisterei oder Wissenschaft . . . . .	309
Kampfbund für deutsche Kultur . . . . .	151 191 234
Katholisch-konservatives Erbgut . . . . .	414
Walter Kühn: Chingpiel, das Spiel der völkischen Gemeinschaft . . . . .	456
Herbert Menz: Die kulturelle Sendung des deutschen Ostens . . . . .	243
N.S.-Kulturgemeinde . . . . .	325 428 492
Karl Rode: Grenzland-Universität Breslau bereit zum Dienst für die Nation . . . . .	142
Hermann Uthenwoldt: Schlesische Arbeit der Reichsjugend der Studierenden . . . . .	319
Joachim Wolff: Nationalpolitische Erziehungsanstalt Wahlstatt . . . . .	316
Zehn Jahre Schlesische Monatshefte . . . . .	283
<b>Arbeitertum / Arbeitsdienst:</b>	
Arbeitslager Landeck in Baden . . . . .	386
Günther: Ein Soldat der Arbeit schreibt . . . . .	483
Hans Heise: SA-Männer als Arbeiter . . . . .	172

	Seite
Arthur Jahr: Metallpolierer bin ich . . . . .	164
Walter Kühn: Ein Arbeiter geht in die Kirche . . . . .	126
Dr. Weicker: Soldaten der Arbeit . . . . .	168
<b>Bauerntum:</b>	
Wilhelm Felber: Hart ist des Bauern Arbeit, und dennoch liebt er sie! . . . . .	174
Richard Klose: Ein altes schlesisches Bauerngeschlecht . . . . .	369
Schlesische Bauernwoche 1934 . . . . .	198 200
<b>Die Frau:</b>	
Dora Poffi Kresschmer: Gestaltwerdung der Frau . . . . .	487
Margarete Mueller-Sauer: Die schaffende schlesische Frau . . . . .	138
<b>Theater:</b>	
Theaterberichte . . . . . 34 74 111 154 194 236 276	331
Johannes Heinrich Brehm: Über die Entwicklung des Bühnenstils . . . . .	49
Kurt Paqué: Gegensätze im Hörspiel und Schauspiel . . . . .	527
Dr. Walther Schulz: Deutsche Revolution und Opernbühne . . . . .	494
<b>Rundfunk:</b>	
Achtung! Hier spricht der Schlesische Rundfunk . . . . .	192
Heinz Bierkowski: Funkgestaltung und Funkkritik . . . . .	153
Das neue Gesicht der Unterhaltung . . . . .	329
Der Arbeiter im Schlesischen Rundfunk . . . . .	192
Der Rundfunk gehört dem deutschen Volke . . . . .	235
Kurt Flemming: Der Rundfunk als Träger und Erzhänder nationalsozialistischer Kultur . . . . .	391
Hier spricht Schlesien . . . . .	432
Rudolf Herbert Kniffel: Nachwuchs von Funkberichtern . . . . .	326
Hans Kriegler: Was einmal gesagt werden muß . . . . .	152
— Von der Arbeit des Reichsenders Breslau . . . . .	272
— Der Reichsschulungskursus der Gau- und Kreisfunkwarte der NSDAP. in Berlin . . . . .	430
Dr. Alfred Mai: Das Winterprogramm des Reichsenders Breslau . . . . .	437
— Propaganda, Sache des Rundfunks . . . . .	328
Kurt Paqué: Gegensätze im Hörspiel und Schauspiel . . . . .	527
Herbert Urban: Zehn Jahre Rundfunkansager. Ein Stück Zeitgeschichte . . . . .	435
Dr. Fritz Wenzel: Die Breslauer Funksprecher beim Reichs-Parteitag in Nürnberg . . . . .	434
<b>Schlesische Wirtschaftsfragen:</b>	
Prof. Dr. W. Wunder: Schlesische Reichswirtschaft . . . . .	224
<b>Sprüche:</b>	
Walter Flex . . . . .	416
Waldemar Glaser . . . . .	323
W. v. Goethe . . . . .	450
Adolf Hitler . . . . .	455 503 509
Heinrich von Treitschke . . . . .	357
Hans Juchhold: Wanderspruch . . . . .	291
<b>Aus dem Kulturleben Schlesiens:</b>	
Mitteilungen der Vereine . . . . .	117 160 197
Arbeitstagungen im Rahmen der Schlesischen Kulturtage . . . . .	247
Besondere kulturelle Aufgaben in Schlesien . . . . .	245
Festabend zum Besten der Domrenovation . . . . .	557
Erste Rüstwoche des Reichsbundes Volkstum und Heimat . . . . .	182
Ludolf Malten: Ein Jahrzehnt . . . . .	262
Dr. Wolf Marx: 100 Jahre Schlesischer Kunstverein . . . . .	1
Schlesiens Hochschulen — schlesisches Land . . . . .	197
Schönwälder: Kultureinheit in Schlesien . . . . .	37



Walter Hartmann: Selbstporträt

Aufn.: Damerau

# Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südoftens

Nummer 7

Juli 1934

11. Jahrgang

## Die kulturelle Sendung des deutschen Ostens

Von Herbert Menz

### Werbung für die Kunst in den „Schlesischen Kulturtagen“

In dem knappen Zeitraum von drei Tagen gelang es dem „Kampfbund für deutsche Kultur“, die Bedeutung seiner Aufgaben der Öffentlichkeit vor Augen zu führen, um die noch abseits stehenden Kreise für den Gedanken zu gewinnen, aktiv am Neubau des schlesischen kulturellen Lebens mitzuarbeiten.

Die „Schlesischen Kulturtage“ trugen mithin einen werbenden Charakter. Sie wollten wahrütteln alle, die vom Wesen und von der Art deutscher Kultur in Schlesien auch heute noch nichts begriffen haben oder die interesselos, in kleinlichem Krämergeist verstrickt, an den großen Forderungen der Zeit mit Scheuklappen vor den Augen vorüberlaufen.

„Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.“ Der Materialismus der Vergangenheit propagierte die wirtschaftliche Macht der Herrschenden als allein seligmachend und warf Zuckerbrot unter die Massen, denen er vorredete, der Klassenkampf sei die sozialgewollte Außerung des Lebenswillens der geknechteten, von der Maschine verklärten Arbeiter.

Der Materialismus tötete im deutschen Menschen das Ideal. Rasse, Volkstum, Persönlichkeit waren für ihn Dinge, die er mit Hohngelächter in den Schmutz zog. Das Interesse an den rein physischen Lebensmöglichkeiten drohte in erschreckender Weise alle ideellen Regungen zu überwuchern. Und wie zu allen Zeiten die Höhen und Tiefen menschlicher Kultur von der gerechten Verteilung der seelischen Kräfte und physischen Elemente abhängig gewesen sind, so gab auch die deutsche Kultur der vergangenen Jahre in ihren äußeren Erscheinungsformen ein Zerrbild der damaligen Lebensauffassung.

Wir wissen heute, daß die Kunstformen des Systems kein getreues Abbild der deutschen Wesensart und Weltanschauung waren; denn nicht das deutsche Volk begehrte Einlaß in die Kinotheater mit der Ankündigung „Für Jugendliche verboten“ und zu den Sprechbühnen, auf denen „Der fröhliche

Weinberg“ aufgeführt wurde. Es waren die Herrschaften vom Rurfürstendamm in Berlin und aus Kleinburg in Breslau und aus jedem Ghetto, das in dieser Form in fast allen großen Städten zu finden war, die auf diese Weise in „Kunst machten“.

Die Kunstformen jener grauenvollen Zeit, die wie ein wüster Traum hinter uns liegt, waren der Ausdruck einer jüdischen Unkultur, die allerdings drauf und dran war, durch systematische brutale Unterdrückung der deutschen Künstler, durch die Ironisierung und Verächtlichmachung alles dessen, was als deutsche Kunst verweist Anspruch auf Anerkennung machte, dem deutschen Menschen den Blick zu trüben für die Kunst, die seiner Art gemäß war.

In letzter Stunde hat der Nationalsozialismus der Bolschewisierung der Kunst, die Hand in Hand ging mit der Bolschewisierung des gesamten Staats- und Wirtschaftswezens, Einhalt geboten. An diese Tatsache mögen alle die immer wieder denken, die auch jetzt noch nicht einsehen wollen, daß sie es nur dem Nationalsozialismus zu verdanken haben, wenn sie heute ungehindert künstlerisch schaffen können.

Oder bilden sich die Herrschaften etwa ein, der Bolschewismus hätte sie mit offenen Armen aufgenommen und ihnen die Möglichkeit zur freien Ausübung ihrer Kunst belassen? Glauben Sie etwa, es hätte zur Dokumentierung ihrer Gesinnung genügt, mit einem Bild des Herrn Thälmann am Parlamentsgebäude des deutschen Sowjetstaats anzuklopfen, oder ein bolschewistisches Tendenzstück zu schreiben, oder eine kommunistische Marceillaise zu komponieren?

Nicht umsonst hat der Führer das Wort in der Kampfzeit geprägt: „Wenn die Künstler wüßten, was ich für die Kunst zu tun gedenke, hätte ich keine Segner unter ihnen.“ Der Nationalsozialismus kannte seine Pappenheimer. Er ist sich auch heute klar darüber, daß der Konjunkturpegelus einen lebensgefährlichen Galopp reitet, aber ebenso genau weiß er, daß dem geplagten Tier bei diesem Tempo bald die Puste ausgehen wird. Einem Kriminalschriftsteller sei es gestattet, auf Wunsch seines Verlegers den sympathischen Detektiv lieber durch Leuchtgas als durch Aspirin vom Leben zum Tode zu befördern; der ernsthaft schaffende Künstler aber hat die verdamnte Pflicht und Schuldigkeit, nur auf seine innere Stimme zu hören, die ihm immer den richtigen Weg weisen wird, wenn er ein Deutscher ist. Kunst läßt sich nicht befehlen, und wer da glaubt, daß der Nationalsozialismus die Absicht hat, die schöpferische Kraft zu schematisieren, der ist ein Narr oder ein böswilliger Schwätzer; und für beide ist kein Platz in Deutschland.

Wer sich dagegen freudigen Herzens zum neuen Deutschland bekannt hat, dem sei es gesagt, daß der „Kampfbund für deutsche Kultur“ auf ihn wartet. Der Kampfbund ist nicht eine berufsständische Organisation, er ist auch nicht ein ästhetischer Verein reiner Kunstgenießer. Der Kampfbund für deutsche Kultur ist vielmehr der Stoßtrupp im Kampf um die Wiedergeburt der deutschen Seele. Dabei geht es um die Gewinnung des einzelnen, sowohl

des Kunstschaffenden, wie des Kunstempfangenden. Beide sollen im Kampfbund in einer Front zusammengefaßt werden mit dem endlichen Ziel der Durchdringung des gesamten Volkes mit nationalsozialistischem Lebensgefühl.

Die „Schlesischen Kulturtage“ haben eindeutig auf diese Aufgaben hingewiesen. Sie haben für den Gedanken einer kulturellen Volksgemeinschaft in dem Sinne geworben, daß der Besitzende den schaffenden Künstler zu fördern, daß andererseits der Künstler mit seinen Werken vor das ganze Volk hinzutreten hat. Denn die Kunst ist nicht um der Kunst willen da, die Kunst ist nicht für eine „gebildete“ Clique da, die Kunst gehört dem Volke. Der Nationalsozialismus fußt auf der Reinheit der Rasse, der Erhaltung des Volkstums, beides Elemente des Ideals der nationalen Ehre. Der Nationalsozialismus hat dem Volk die lebensschaffende Kraft des Ideals gepredigt. Ohne Ideale ist eine Kultur undenkbar, und je reiner sie sind und je fester sie in einem Volke verankert werden, um so höher und edler wird dessen Kultur sich entwickeln.

Aus diesem Grunde war auch die

große Kundgebung in der Jahrhunderthalle am Sonnabend, den 9. Juni, von richtunggebender Bedeutung. Noch nie hat es eine Zeit gegeben, in der das kulturelle Geschehen eines Landes zum Mittelpunkt einer Massenversammlung gemacht wurde. Stets waren es kleine und kleinste Kreise der sogenannten „tragenden geistigen Schicht“, die sich ihren Sonderinteressen zuliebe in geistvoller Konversation zusammenfanden, um aus der akademisch gekünstelten Rede eines Kunsthistorikers Anregungen für ihr Spezialgebiet zu erhalten. Das Volk stand vor verschlossenen Türen, drehte der Kunst resigniert den Rücken und ging verbittert nach Hause oder auf das Johannisfest.

Heute soll und muß das Volk teilhaben am kulturellen Leben der Nation, und die überfüllte Jahrhunderthalle hat den Beweis erbracht, daß das Empfinden für deutsche Kultur in der Masse lebt, ja daß unser Volk geradezu von einem Hunger nach deutscher Kunst erfaßt ist.

Mit dankbarer Freude empfand es die Breslauer Bevölkerung, daß Gauleiter und Oberpräsident Helmuth Brückner an der Kundgebung teilnahm und das Wort zu einer Ansprache ergriff.

## Besondere kulturelle Aufgaben in Schlesien

Schlesien, an drei Seiten von fremden Ländern umgeben und nur im Norden mit dem Reich zusammenhängend, ist schon seiner geographischen Lage nach dazu bestimmt, Vorposten der deutschen Kultur im Osten zu sein.

Es hat Zeiten gegeben, in denen Schlesien sich dieser gewaltigen Bedeutung nicht bewußt gewesen ist und sich selbst — der öffentlichen Meinung des Reiches folgend — als ein geduldetes Anhängsel des Mutterlandes betrachtete.

Seit der nationalen Erhebung ist das anders geworden. Mit fliegenden Fahnen ging Schlesien schon vor Jahren zum Nationalsozialismus über in der instinktiven Erkenntnis, daß sein Volks- und Brauchtum nur dort Schutz finden konnte, wo der Wille zur Erhaltung deutscher Art und Kunst Vorbedingung war für die Bildung einer neuen Weltanschauung überhaupt. Heute hat sich Schlesien auf die in seinem Volksstamm lebenden kulturellen Kräfte wieder besonnen und in sorgsamster Arbeit den Boden vorbereitet für die Gestaltung des neuen deutschen Kulturwollens im Süd-Osten des Reichs.

Jahrzehntelang war das schlesische Kulturleben in unverantwortlicher Weise vernachlässigt worden. Man brachte es zum Beispiel dahin, daß Breslau seiner Kunstakademie verlustig ging und somit heute kein einziges Lehr- und Erziehungsinstitut für bildende Künstler besitzt. Die Folge war, daß die jungen Schlesier, die zu schöpferischer Arbeit berufen waren, Schlesien den Rücken drehten und den Beginn ihrer künstlerischen Laufbahn in andere Städte des Reichs verlegten, von wo sie in den seltensten Fällen wieder zurückfanden.

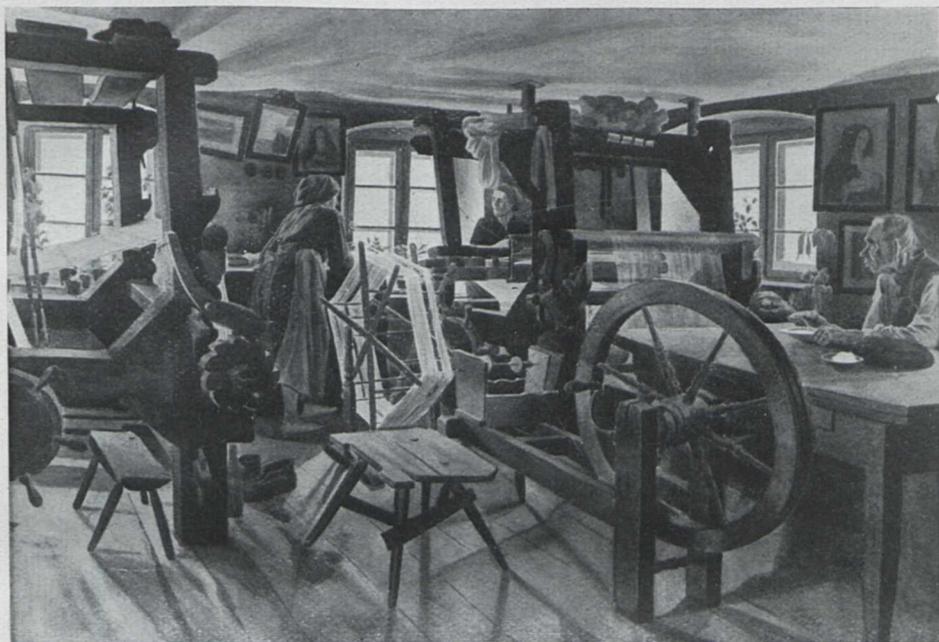
Seit langem hat der „Kampfbund für deutsche Kultur“ die große Gefahr, die in der Vernachlässigung der Kulturpolitik liegt, erkannt und bei seiner Arbeit stets besonderes Gewicht auf die Förderung junger schlesischer Künstler gelegt, die in Zukunft nicht mehr gezwungen sein sollen, ihre Heimat zu verlassen.

Eindringlicher, deutlicher und ausführlicher, als es auf diesem beschränkten Raum geschehen kann, behandelt diese Fragen eine Denkschrift, die der „Kampfbund für deutsche Kultur“ anlässlich der „Schlesischen Kulturtag“ der Öffentlichkeit übergeben wird. Aus ihr geht deutlich hervor, daß Schlesien trotz seiner Struktur als Siedlungsland eine künstlerische Tradition aufzuweisen in der Lage ist, die sich den großen deutschen Kunststädten würdig an die Seite stellt. Das Kloster Leubus, dessen breit ausladende Front die des Versailler Schlosses bei weitem übertrifft, ist ein Beispiel dafür und zugleich für die oben erwähnte Vernachlässigung der Kulturpolitik; denn in keinem anderen deutschen Lande wäre es möglich gewesen, in einem derartig künstlerisch vollendeten Bau eine Irrenanstalt unterzubringen.

Es gilt also, durch eine zielbewußte Kulturpolitik in Schlesien zweierlei Erfolge herbeizuführen. Einmal muß erreicht werden, daß Schlesien seine kulturelle und künstlerische Tradition, die zu oft unterbrochen wurde, um noch Tradition zu sein, neu aufnimmt und dadurch den Blick der deutschen Volksgenossen in den anderen Teilen des Reichs auf sich lenkt.

Zum anderen ist es notwendig, hier an der Grenze an die Schaffung des „Bollwerks im Osten“, ein Begriff, der vom System so oft mißbraucht wurde, mit Ernst und Tatkraft heranzugehen.

Schlesien hat immer seinen Mann gestanden, wenn es galt, Schutzwall des deutschen Reichs zu sein. Es wird auch jetzt seine Pflicht und Schuldigkeit tun, da innerhalb des Kulturaustauschs der Völker ein geschlossener Einsatz deutschen Kulturguts an der Ostgrenze notwendig wird.



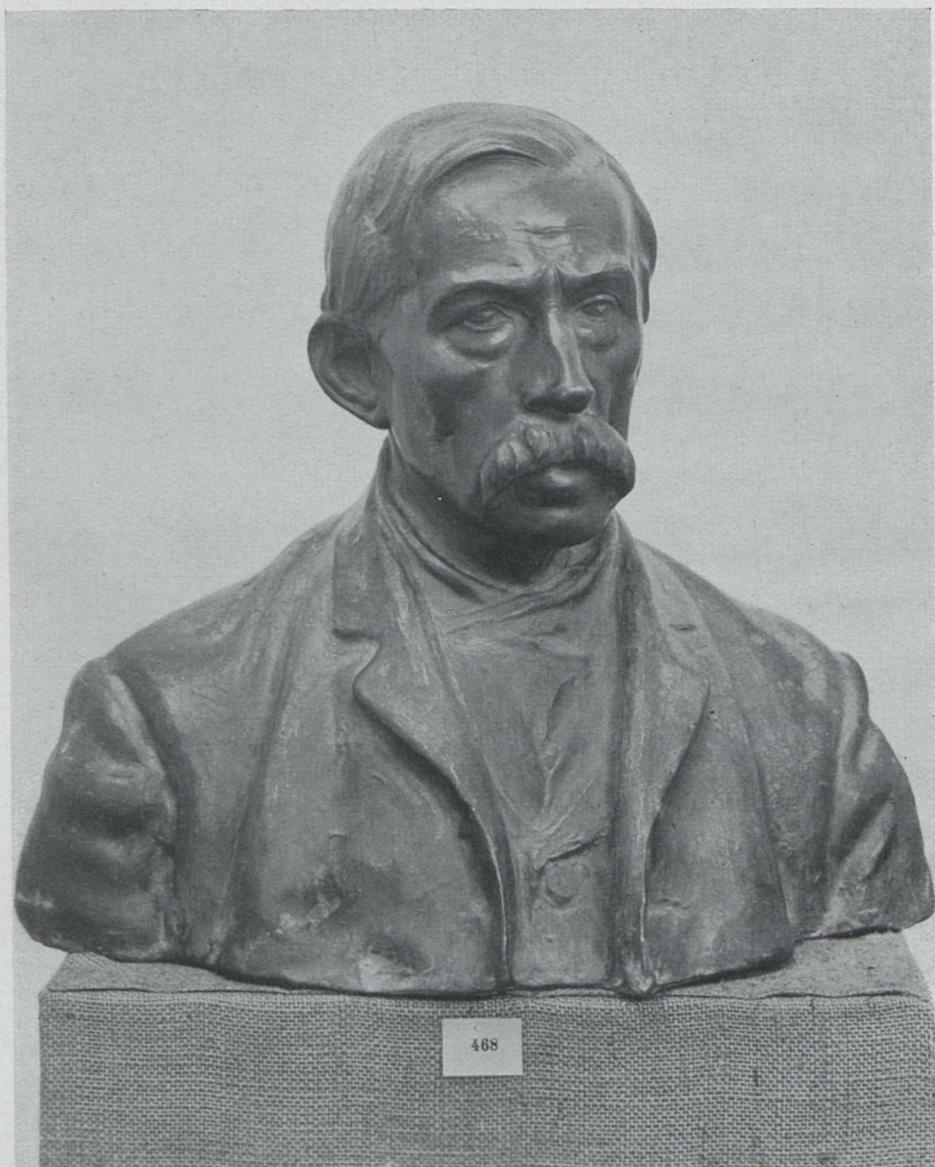
Fuchs: Schleifische Webstube

Aufn.: Damerau



Arthur Wasner: Nachtschicht

Aufn.: Damerau



Paul Scholz: Mein Vater

Aufn.: Damerau

Aber dabei kommt es auf alle an. Alle Volksgenossen haben die Verpflichtung, die deutsche Kunst und den deutschen Künstler in Schlesien nach allen Kräften zu fördern. Niemand darf beiseite stehen, jetzt, da es an den Bau des friedlichen Walls im Osten, der keine Kanonen und Festungen kennt, herangeht.

Gliedert euch ein in die Front der Aufbaumwilligen! Helft mit an der Schaffung einer neuen deutschen Kultur in Schlesien!

## **Arbeitstagungen im Rahmen der Schlesiſchen Kulturtag**

Am Sonnabend, den 9. Juni, fanden Arbeitssitzungen der „Deutschen Bühne“ und des „Kampfbundes“, sowie eine gemeinsame Tagung aller Teilnehmer der „Schlesiſchen Kulturtag“ statt. In der Arbeitssitzung der „Deutschen Bühne“ berichtete Landesleiter Wagner über die Spielzeit 1933/34. Er wies vor allem auf die organisatorischen Erfolge der Landesleitung Schlesiens der „Deutschen Bühne“ hin, die für den erst später begründeten Reichsverband maßgebend wurden. Die Landesleitung Schlesiens der „Deutschen Bühne“ steht mit diesen Erfolgen an der Spitze aller Landesverbände.

Dr. Walther Schulz behandelte in der Sitzung der Ortsgruppen- und Stützpunktleiter des Kampfbundes die Entwicklung des Kampfbundes in Schlesiens, die seit der Übernahme der Landesleitung durch Bürgermeister Schönwälder im Herbst vorigen Jahres in außerordentlich günstiger Weise fortschreite. Dr. Schulz wies weiter auf die Notwendigkeit hin, Arbeitsgemeinschaften für „Musik“, „Bildende Kunst“ und „Schrifttum“ zu gründen.

Von grundsätzlicher Bedeutung für die Kulturarbeit in Schlesiens war die gemeinsame Tagung aller Teilnehmer der „Schlesiſchen Kulturtag“, da an dieser Tagung Alfred Rosenberg und der Reichsleiter der „Deutschen Bühne“ Dr. Walter Stang teilnahmen. Ferner waren anwesend Stabsführer Urban von der Reichsleitung des Kampfbundes und Pg. Sagemeyer von der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums. Dr. Stang bezeichnete, ausgehend von der engen Verbindung von Kunst- und Weltanschauung, neben dem organisatorischen Aufbau die weltanschauliche Schulung der Mitglieder der „Deutschen Bühne“ und des Kampfbundes als die wichtigste Aufgabe, damit die neue deutsche Volkskultur bald von allen Schichten unseres deutschen Volkes Besitz ergreife. Bürgermeister Schönwälder entwickelte ein großzügiges Programm für die künftige kulturelle Aufbauarbeit in Schlesiens. Alle kulturtragenden und kulturschöpferischen Verbände sollen in einer Zentrale zusammengeschlossen werden. Das Ziel sei, Schlesiens auch in kultureller Hinsicht die Stellung im Reiche zu verschaffen, auf die es mit Rücksicht auf seine große künstlerische Tradition und die auch heute noch unvermindert wirkenden künstlerischen Kräfte berechtigten Anspruch habe.

Besonders notwendig sei der Aufbau geeigneter Ausbildungsstätten für die schaffenden Künstler. Anschließend sprach Alfred Rosenberg über die kommenden organisatorischen Maßnahmen, die, wie aus den Mitteilungen des Kampfbundes dieses Heftes hervorgeht, inzwischen Wirklichkeit geworden sind. Er wies weiter darauf hin, daß dem Nationalsozialismus zwei Generationen kultureller Kräfte fehlen, so daß in immer stärkerem Maße die heranwachsende Jugend an die Spitze der kulturellen Aufbauarbeit gestellt werden müsse.

Das literarische Kollegium am Sonntag, den 10. Juni, wurde für die zahlreich erschienenen Teilnehmer zu einem besonders eindrucksvollen Erlebnis. Oberregierungsrat Alfred Pottag sprach in begeisternden Worten über das Thema: „Dichtung und Volkstum“. Dichter und Schriftsteller müßten wieder den Weg zum Volke finden, sie müßten im Volk verwurzelt sein, um das Sehnen des Volkes prophetisch gestalten zu können. Der Dichter soll wieder Führer des Volkes werden. Er soll es für die idealen Höhen edler Kunst und für das Reich des Schönen begeistern. In außerordentlich fesselnder Weise sprach Kurt Paqué über „Das neue Drama“ und wies darauf hin, daß heute trotz des überaus starken Angebotes nur ganz wenige Dramen vorhanden seien, in denen man Ansätze zum neuen Drama aufzeigen könne. Die heutigen Dramatiker sollten nie vergessen, daß man aus den klassischen Dramen über die Kenntnis von der Dynamik und der Technik des Dramas unendlich mehr lernen könne, als gemeinhin angenommen werde. Begabung und Wissen müßten sich auch beim heutigen Dramatiker die Waage halten. Über die Aufgaben der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums sprach der Leiter der Reichsstelle Pg. Sagemeyer. Anschließend befaßte sich Dr. Engler, der Leiter der Landesstelle Schlesien zur Förderung des deutschen Schrifttums mit der Kritik von Theater, Film, Radio und Buch. In einem Schlußwort wies Bürgermeister Schönwälder auf die Bedeutung der „Schlesischen Kulturtag“ auch für das Schrifttum unserer Heimat hin.

Gerade die Arbeitstagungen im Rahmen der „Schlesischen Kulturtag“ haben in aller Deutlichkeit aufgezeigt, welche Fülle von künstlerisch nachschaffenden und schöpferischen Kräften in unserer schlesischen Heimat am Werke sind und mit welcher Intensität am Aufbau einer neuen deutschen Volkskultur gearbeitet wird.

Br.

## Die Ausstellung in der Poelzighalle

Es handelt sich hier nicht um eine Kunstausstellung üblicher Art, in der sich Künstler aller Richtungen wieder einmal dem Publikum vorstellen. Sie hat vielmehr einen erzieherischen Zweck. Sie geht von einem Bunde aus, der sich kämpfend einsetzt für deutsche Kultur. Es handelt sich darum, einen Wagen, der sich in Sand und Sumpf festgefahren hatte, wieder frei zu bekommen. Wie auf politischem Gebiet Schulungskurse und Schulungs-

abende veranstaltet werden, so will auch der Kampfbund durch seine Veranstaltungen schulen, den neuen Geist zeigen und den alten restlos ausrotten. Auch hier müßte ein eiserner Zwang ausgeübt werden, damit das Volk begreift, worum es sich handelt. Wenn dann der Mensch erkennt, daß tatsächlich eine gesündere Kost geboten wird, so kommt die Änderung in der Einstellung zu diesen Dingen ganz von selbst ohne Zwang und Diktatur. Unser Führer will in geistiger und seelischer Hinsicht keinen Zwang. Mag jeder nach seiner Faßon selig werden. Das ist sein Grundsatz. Es gibt aber Grenzen.

Man denke sich einen Lehrer, der Anhänger von Randinski und Genossen ist. Würde er nicht weiter die primitive Kunst der Urvölker verherrlichen und damit die Phrase von der „Kunst im Kinde“ propagieren? Würde er nicht weiter damit die große Kunst der Vergangenheit als Kitsch abtun und unsre großen Vorfahren verächtlich machen? Würde er nicht dann weiter alle Kunst ablehnen, die naturverbunden ist, die zur Heimat, zu Gott und zum Volke führt? Würde er nicht damit dem internationalen Gedanken, dem Bolschewismus dienen? Kunst-erziehung in der deutschen Schule ist daher ein sehr wichtiges Kapitel; denn hier liegen die Quellen aller Zersetzung und allen Aufbaus. Und zwar handelt es sich nicht um die höheren Schulen; sondern auch in der kleinsten Dorfschule muß Kunst-erziehung als eine dringende Angelegenheit betrachtet werden. Es muß wieder die Dürersche Auffassung über Kunst Platz greifen: Der hat die Kunst, der es versteht, sie aus der Natur herauszureißen. Er erkennt also uneingefangene und eingefangene Kunst. Aus diesen wenigen Andeutungen ergibt sich bereits, daß Kunst-erziehung nicht allein sich auf das Kennenlernen einiger Meisterwerke beschränken kann. Diese Andeutungen zeigen zugleich ein Stück Programm der Arbeit des „Kampfbundes für deutsche Kultur“.

Und nun zur Ausstellung. Sie steht unter dem Zeichen: Gedächtnisausstellung für Eduard Raempffer. Wir wollen zeigen, daß wir wieder Anschluß suchen an die Großen der Vergangenheit. Ein schöner Gedanke, die erste Veranstaltung dieser Art mit einer Ehrung unsrer großen Vorgänger zu beginnen. Auf ihrem Können und Wollen müssen wir weiterbauen. Nur das gibt eine gesunde Kunst-richtung. Verschwinden müssen die Ismen, die Sucht „neu“, „nie dagewesen“; dafür muß wieder mehr Besinnlichkeit, Innerlichkeit, Tiefe: Deutschtum Platz greifen. Ein tausendjähriger Ismus wäre endlich dem bisher ruhelosen deutschen Volke zu wünschen, damit seine Kultur das Volk zusammenhält, ähnlich der Unüberwindbarkeit des chinesischen Volkes, solange es nur seinen Ismus hatte.

Seien wir doch ehrlich. Sind wir denn auf der Welt innerhalb von 2000 Jahren auf dem Gebiete der Kunst auch nur um ein Haar weiter gekommen, soweit es sich um Kulturvölker handelt? Baut die Welt nicht dauernd am Turm zu Babel, stürzt er nicht dauernd wieder ein? Müssen die Menschen nicht immer wieder von vorn anfangen? Naturgesetz. Gott will nicht, daß die Bäume in den Himmel wachsen. Zu gegebener Zeit verwirrt er ihre

Sprache, daß keiner den andern versteht. Es wird nicht mehr und nicht weniger auf dem Planeten Erde, weder an physischer noch an psychischer Masse und Qualität. Was wir in den letzten 20 Jahren an Geisteskultur sahen, war Inflation. Wir glaubten große Werte zu besitzen, in Wirklichkeit aber war auch das geistige Produkt trotz Milliardenwert wertlos. Und wieder einmal steht eine Kultur am Anfang.

Fragen wir uns, wo hat ein Riesenvolk seine zähesten Kämpfer? Antwort: In den Grenzlanden. Luchsartig sind die Menschen dort auf der Hut, stets wachsam und lauschend. Deshalb ist es für ein Gebiet wie Berlin viel schwerer, z. B. auf dem Gebiet der Kunst eine klare Linie zu bekommen. Die totgelaubten früheren Mächte treten als vertarnte Pg.'s wieder auf den Plan, Verwirrung anrichtend, jedem mit einem Ufchlaverfahren drohend, der sie stören möchte. Gewiß wird sich ein so erschwerter Kampf auch in Schlesien nicht ganz umgehen lassen, aber vielleicht ist die Zahl der Vertarnten nicht so groß. Hier heißt es, die finden, die still aber zähe kämpfen und Vorsicht gegen die Übereifrigen, von deren Eifer man vor 10 Jahren noch nichts vernahm. Dieser Maßstab bietet immerhin schon einige Gewähr.

In bezug auf die Rünstlerschaft entscheidet das felsenharte Sichtreugeblieben- sein trotz Hunger, Verfolgung und Hohn. Es wäre kurzichtig, wollte man sie dem jungen Nachwuchs nebenordnen. Nein, sie sind die, die der Jugend den Weg bereiten können, soweit sie im grauen Haar das jugendliche Herz sich bewahrt haben. Ihnen muß die Führung auf kulturellem Gebiet zukommen. Die Verhältnisse liegen ganz anders als auf politischem Gebiet. Da kommt es auf den jugendlichen Elan, auf das Mitreißen der Trägen und Unentschlossenen und Wankenden und Allzuvielbedenkenden an. Auf kulturellem Gebiet ist aber neben einer großen Erfahrung und großem Wissen und großem Können, das man sich eben nur durch viel, viel jahrelanges zähes Ringen um die Materie erwirbt, die innere Ausgereiftheit geeignet, Führer zu sein.

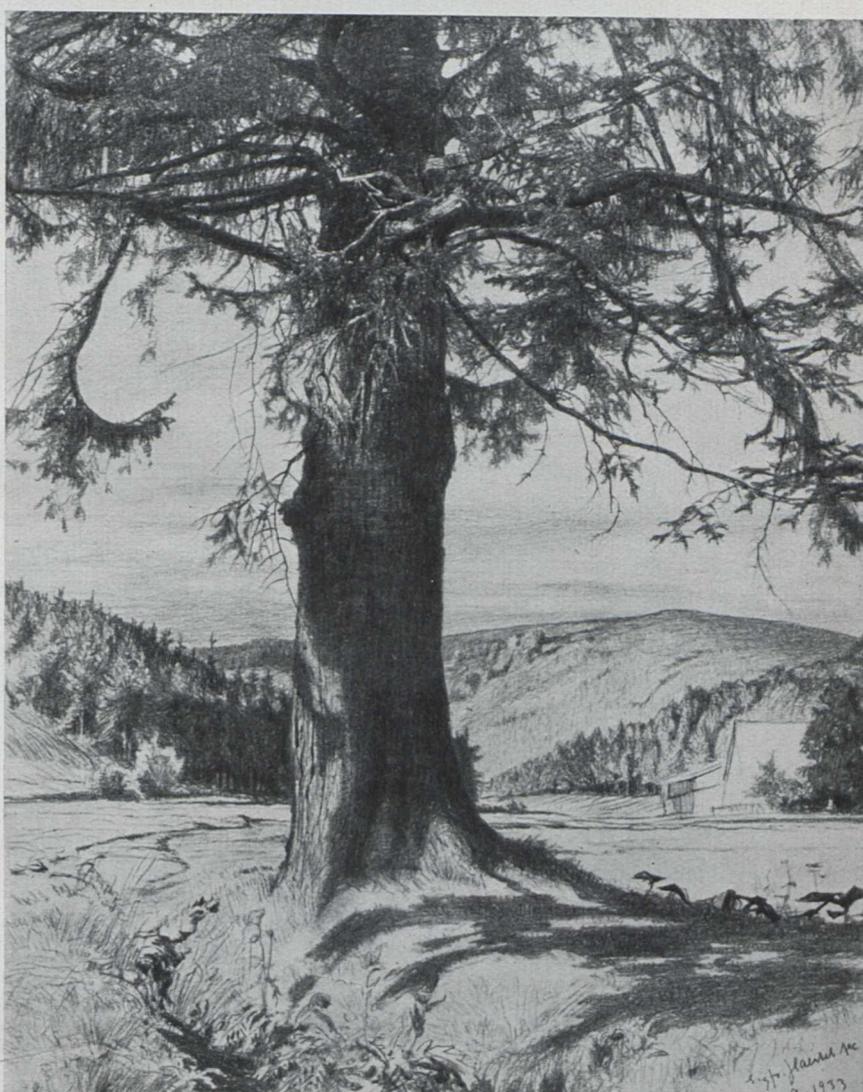
Auch diese erste Kampfbundschulungsausstellung ist noch keine vollständige. Alle Jahre soll eine solche Ausstellung gezeigt werden. Wir haben die Männer, die unser Führer braucht. Möge, wie 1813 die Wiederaufrichtung von Schlesien ausging, auch die große Vereinigung auf kulturellem Gebiet von Schlesien, wo jetzt schon kein Nolde und Randinski mehr aufkommen können. Und die stillen Leidtragenden sind denen, die dauernd im Kampfe standen, nicht unbekannt. Auch sie werden noch ausgekämmt werden, wenn sie auch überall versuchen, einflußreiche Stellen zu besetzen.

Es wäre zwecklos, auf einzelne Kunstwerke näher einzugehen. Gerade das soll ja der Fortschritt der neuen Zeit sein, daß jede Eigenart auf ihre Rechnung kommt. Wir wollen nicht wieder zulassen, daß einseitige Kunstkritik weiter so ungeheuren Schaden anrichtet und die besten Kräfte vergrämt und lähmt. Wir wollen nicht mehr dulden, daß persönliche Eitelkeit und Besserwisserei des Laien Schaden anrichtete. Was die Männer für gut erklären, die das Vertrauen des Kampfbundes genießen, das soll dem Volke nicht wieder verschmüht werden, vergällt werden, sondern es soll endlich wieder einmal eine Zeit kommen, da sich das Volk, das durch eine kerndeutsche Schule gegangen



BURKERT

Aufn.: Damerau  
**Eugen Burkart:**  
 Frühling im Schlesiſchen Gebirge



Aufn.: Damerau  
**Prof. Siegfried Härtel:**  
 Alte Fichte (Zeichnung)

Siegfried Härtel  
 1933



Robert Karger, der Glazer Heimatdichter

ist und dort Kunsterziehung genossen hat, sich selbst ein Urteil bildet, daß es tolerant ist gegen andere Ausdrucksweisen, daß es endlich ehrlich seine Kunst sucht, sie genießend, ohne zu fürchten, daß ein Kritiker, der es doch besser wissen muß, ihnen zuruft: „Um Gotteswillen, was ist du denn da?“ Die bisherige einseitige gelehrte Kritik hat viel dazu beigetragen, daß das genießende Publikum immer geringer an Zahl wurde, bis zuletzt nur noch einige geblieben waren, die natürlich auch im Tone des Herrn Kritikers Dr. Soundso mit Schimpfen und nörgelten an guter Rost. Bedenkt doch die Verschiedenheit der Menschen. Der eine ist derb. Er verlangt das auch von seiner Kunst. Ein anderer ist lyrisch veranlagt. Er liebt das Zarte, Weiche in der Kunst. Ein Dritter ist philosophisch, grüblerisch. Er liebt das Problematische, vielleicht sogar das Abstrakte, Symbolische in der Kunst. Der Religiöse liebt eine andere Art Kunst wie der Freidenker, der Mann vielleicht eine andere als die Frau und das Kind. Für alle schaffen die Künstler, der eine für diese Menschen, der andere für jene. Wie kann somit die Frage nützlich sein, ob mit breitem Pinsel oder mit spitzem besser sei, ob größte Farbigkeit oder gedämpfte Töne, ob gründlich durchgearbeitet oder zusammenfassend, weglassend. Auf eins nur kommt es an, daß Kunst in dem Kunstwerke eingefangen ist, die die Dinge umweht, sei's traumhaft, sei's Wirklichkeit.

Auf vier Künstler nur sei hingewiesen, Busch, Frieße, Ueberrück und Wiesner. Würde nicht auch unser Führer an solchem Können seine Freude haben? Auch aus dem Munde des neuen Leiters der Abteilung Kunst vernahmen wir, daß wir hier in Schlesien auf dem rechten Wege sind. Es ist unmöglich, die über 600 an der Zahl betragenden Werke auch nur zusammenfassend zu erwähnen. Unter den Bildhauern sei ganz besonders R i u n k a genannt, dessen Plastiken mehr geben als genaue Form. Er fängt auch das Seelische ein ohne Pose, in einer Schlichtheit und Selbstverständlichkeit, wie man sie selten findet. Überall spürt man die Auffpeicherung der Kräfte, die nach großen Aufgaben verlangt. An uns ist es, mitzuhelfen, daß sich diese Kräfte entfalten können, damit sie wie Ueberrücks Lichtgestalten in Vollkraft gegen alles Dunkle und Faulige anreiten können.

Zum Schluß sei noch an die Bedeutung aller Kunsterziehung erinnert. R a y s e r l i n g k behauptet, daß durch die Kunst der Mensch überhaupt erst Mensch wird. S c h i l l e r erblickt in der Erziehung zur Kunst die höchste aller erzieherischen Fragen.

Möge durch die Kunst sich auch die Würde des deutschen Menschen wieder heben. An dem Kunst hunger kann man den Hoch- und Tiefstand eines Volkes messen. Kunst muß wieder Volkskunst werden und darf nicht mehr wie bisher nur Angelegenheit eines kleinen Kreises besonders Intellektueller sein. Daher gilt auch für die Volksschulen: Besucht die Ausstellung! Kunst darf nicht mehr Verstandesache sein, sie muß zum Herzen sprechen. Mögen bald alle Volksgenossen wieder Verständnis, Interesse und Liebe der Kunst entgegenbringen.

P. R. S o m m e r

## Der Dresdener Holzschnittkünstler G. Jäger im Schlesischen Provinzialmuseum

Schlesien marschiert. Immer wieder wird dem Publikum gezeigt, was gute und schlechte Kunst ist. Wenn auch alle echten Mitarbeiter Hitlers in Schlesien die preisgekrönten Entwürfe des Wettbewerbs für das Haus der Arbeit ablehnen, so sind wir doch dem rührigen Kommissarischen Leiter des Provinzialmuseums Herrn Dr. Marx dankbar, wenn er solche Dokumente der Zeit uns zeigt. Andre Städte haben es abgelehnt, diese Machwerke zu zeigen. Auch was wir im Kronprinzenpalais in Berlin sehen, ist alles andre als der neue Geist. Alle die Totgeglaubten feiern dort Triumphe, alle die, die unser Führer als „Schmiermaler“ kennzeichnete, alle die, die Rosenberg namhaft machte, nämlich Nolde, Schmidt-Rottluff, Hofer, Meidner, Kandinski, Kokoschka, Kohls, Franz Marc, Pechstein, Munch und andere. Die Gegenmächte sind noch sehr stark, zumal sie einen großen Teil der zwanzig Jahre nur mit jener Nahrung herangewachsenen Jugend hinter sich haben, die politisch längst Nationalsozialisten sind. „Die Gewohnheit nennt er seine Amme.“ Es ist einfach nicht zu verlangen, daß Menschen, die zwanzig Jahre in einer ganz andern Kunstanschauung erzogen wurden, nun plötzlich das verachten sollen, was sie bisher lieben gelernt hatten. Nicht alle waren in der völkischen Jugendbewegung und als solche schon revolutionär gegen den Zeitgeist. Daher bei allen Führern die Feststellung, daß wir in kultureller Hinsicht erst am Anfange stehen.

Das beweist auch die Ausstellung der Jägerschen Holzschnitte im Provinzialmuseum. Verglichen mit dem Zustrom bei sportlichen Veranstaltungen zeigt der Besuch künstlerischer Darbietungen noch lange nicht den Seelenhunger, von dem unser Führer und Dr. Goebbels sprachen. Hoffen wir, daß Kunst-erziehung in einigen Jahren denselben großen Erfolg haben möchte wie die sportliche Erziehung unsres Volkes, die auch erst allerlei Widerstände zu überwinden hatte. Noch stehen wir am Anfang. Und Du, lieber Leser? Kennst Du den Dresdner Künstler nun? Hat Dir die Ausstellung seiner prächtigen Arbeiten eine genußreiche Stunde bereitet? Nein, Du warst gar nicht mal dort, wo Gott durch die Kunst zu uns spricht. Andererseits ist vielleicht auch mancher dagewesen, der gern das Wort „Ritsch“ auf den Lippen hat. Die Sachen seien zu genau, zu naturalistisch. Da haben wir noch die alte Gruppe aus der Verfallszeit. Als ob Genauigkeit den Wert eines Kunstwerkes ohne weiteres herabsetzen müßte.

Wir wären schon ein kleines Stückchen vorwärts, wenn diese Vergifteten erkennen würden, daß Nationalsozialismus Heimkehr, Heimkehr zu den Dingen des Alltags, der Heimat bedeutet, zur Verbundenheit zwischen Mensch und Scholle, Mensch und Gott, Mensch und Volk. Diesem Ziele hat auch die Kunst zu dienen.

Und das tut die Kunst Jägers. Wer die Dinge so sieht, wer so das Material und Handwerkszeug sich untertänig zu machen vermag wie Jäger, der ist ein

echter Künstler. Man hält es kaum für möglich, daß diese derbe Technik geeignet ist, soviel Seele in das Holz mit hineinschneiden zu lassen. Jäger zwingt die Form scheinbar spielend. Nirgend etwas Sequältes, Verlegenes, am Stoff und am Material Verzweifelndes. Ob das sich beißende Hengste sind oder die Madonna mit dem Christkinde, oder ob es die Sündflut ist, die er gestaltet, überall die treffsichere Hand. Man hält es nicht für möglich, daß es eine Zeit gab, da alles Falsche große Kunst und alles Können Kitsch war. Bei Jäger fällt die Frage fort: Wollte er nicht besser oder konnte er es nicht besser. Vor zehn Jahren ertönte der Ruf „Deutschland erwache“ im politischen Leben, jetzt ertönt er in bezug auf deutsche Kultur.

Über das Leben des Künstlers Jäger wäre sehr viel zu sagen. Wer dieses übersehen, der wird es für selbstverständlich halten, daß er so und nicht anders schuf und schafft. Hier nur ganz kurz einige Angaben. Geboren wurde Jäger am 2. August 1887. Vater war Diakonus in Ischopau in Sachsen. Der Großvater war Akademiedirektor in Leipzig. Jäger studierte bei Hegenbarth in Dresden, der ein Schüler Zügels war. Erst seit 1922 ist Jäger Holzschneider. Als 1914 der Krieg ausbrach, weilte er in Paris. Trotz dreimaliger Verhaftung gelang es Jäger, unter Zurücklassung seiner sämtlichen Habseligkeiten, über Italien nach Deutschland zu gelangen, um seinem Vaterlande zu dienen. Ein solcher Charakter kann nichts anderes als Kunst schaffen, die echt deutsch ist. Seine Arbeiten sind auch im Auslande weit und breit bekannt, vor allem in Amerika. So hat Jäger mit Anteil an der Erfüllung der Sendung unseres Volkes, des Deutschtums in der Welt.

## **Gedächtnisausstellung Schlabiß-Kabierschky**

Wieder lernen wir zwei schlesische Meister kennen, die unter dem Schutt des Zusammenbruchs aller Kunst begraben lagen. Schatzgräber sind die, die aus dem Trümmerhaufen mühevoll wieder ans Licht holen, was vergessen zu sein schien.

Schlabiß und Kabierschky zeigen keine Überrückche und keine Wasnersche Kunst, die das Zeitbild des ringenden Menschen geben. Wie die Bilder von Doeßler, Wölfel und anderen in der Poelzighalle, so zeigen auch die Bilder von Schlabiß und Kabierschky eine Zeit der Besinnlichkeit, des Friedens nach außen und innen. Sie zeigen die Naturverbundenheit der Menschen, und wie damals die große Natur Lehrmeisterin des Künstlers war. So zogen sie als Maler mit der Staffelei hinaus in die Natur und malten. Wie kann man auch anders Kunst „einfangen“. Wie der Angler und Jäger zieht er auf Beute aus, und wo sich ihm ein „kapitales Stück“ zeigt, da pocht sein „Künstlerjägerherz“, er greift zur Flinte, also zum Pinsel, und unter Herzklopfen und banger Sorge, Beleuchtung oder Wetter und dergleichen könnten ihm die Beute verschrecken, arbeitet er und schafft, gestaltet ein Kunstwerk, so daß noch nach Jahren an der Wand der Sturm wie damals durch die Baumkronen heult und die wilden Reiter Wotans

dahinbrausen. Und der Künstler denkt lächelnd beim Beschauen an jenes Erlebnis. Für ihn sind die Kunstwerke an den Wänden das, was die Gehörne dem Jäger sind.

Von dieser Warte aus müssen wir Schlabiß und Rabierschky betrachten, wenn wir uns „einfühlen“ wollen. Leider sind auch Kunstwerke nicht für die Ewigkeit geboren. 1880, also vor über fünfzig Jahren, waren auch die Schöpfungen Schlabiß' und Rabierschkys frischer, jugendlicher in Farbe und Wirkung. Weil aber die Tempomenschen keine Zeit und Lust haben, zu rekonstruieren, so findet der Oberflächliche keinen Gefallen an älteren Kunstwerken. Es hat ein Gutes: der Nachwuchs erhält damit Chancen. Aber ungerecht darf der hochstehende Mensch dennoch nicht werden. Auch der Greis am Stabe war einst Vorturner und machte die Riesenwelle am Neck. Aber die eiligen Enkelkinder treiben zum schnelleren Laufe an: „Ach, so komm doch schon“. Jugend ist grausam. Eines muß gesagt sein: So mummelgreißig sind Schlabiß' und Rabierschkys Kunstwerke durchaus nicht. Das leuchtet noch mitunter so frisch, daß man auch heut noch reinen künstlerischen Genuß empfindet.

Nur eins gibt so oft zu denken. Man erfährt zum Beispiel, daß das erste Bild rechts in der Mittelkoje eine Prüfungsarbeit Schlabiß' war, um eine Aufnahme zu finden bei einem Berliner Professor. Wir sehen dann in dem Wettbewerb für das Eilenburger Gymnasium (Pfarrer Martin Rinkart hält einen Wittgottesdienst ab gegen zu hohe schwedische Kriegskontributionen) eine ganz andere Ausdrucksweise und wieder eine andere in der Schwurgerichtszene im Breslauer Gerichtsgebäude. Man spürt das innere Ringen des Künstlers, von dem sich kein Laie eine Vorstellung zu machen vermag. Das ganze Leben des rechten Künstlers ist alles andere als Selbstgefälligkeit und scheinbar lachendes Hinwerfen. Es ist Kampf mit sich, mit der Materie, mit seelischen und anderen Hemmungen. Wenn man zum Beispiel bei Schlabiß sieht, wie hier Guido Renis' und Caravoggios Einfluß zu erkennen ist und später der der Schule von Fontainebleau und Vaubigon, so reicht das schon hin, um einen kurzen Blick in das Seelenleben eines Künstlers zu tun. Aber, und das ist das, was vorhin als das Nachdenkliche bezeichnet wurde: Nicht immer reifte der Künstler dadurch, daß er fremden Einflüssen unterlag. Viele leisteten erst dann wieder Höchstes, wenn sie sich selbst wieder fanden.

Es ist auch durchaus nicht gesagt, daß Rabierschky wertvoller wurde, als er immer weicher wurde und immer mehr die Linie ausschaltete. Das sind Dinge der persönlichen Eigenart des Kunstgenießers. Der eine mag das Übergleiten ins Vosgelöste lieber, der andre mag es lieber, wenn das Erlebnis klarer gestaltet ist. Wir sind im neuen Reich toleranter als früher, wenn auch unsre Gegner das Gegenteil behaupten. Ehrlichkeit verlangen wir aber vom Künstler und vom Genießer der Kunstwerke, um so das Wiedererwachen des Gespenstes „Ismus“ zu verhüten.

Rabierschky wird nachgerühmt, er sei nur auf Farbe eingestellt. (Selbst aus Palettereften komponierte er auf Zigarrenkistendeckeln Landschaften.) Be-

denklich aber wäre es, nun die Waage zu holen wie früher, wenn Farbe gerade „die große Mode“, der „Jsmus“ war, um festzustellen, ob er einige Gramm mehr oder weniger wiegt als Schlabitz. Hauptsache, daß das Fühlen und Wollen deutsch und heimatverbunden ist. Dann genießen wir, und sie sind unser.

Noch einige kurze Angaben über die beiden Persönlichkeiten. Schlabitz geboren am 7. Juni 1854 in Groß Wartenberg i. Schles., Rabierschky drei Tage später, am 10. Juni 1854, in Frankenstein i. Schles. Schlabitz lebt in Berlin, Rabierschky in München. Eine Schwester wohnt in Breslau. Rabierschky hat in Hain i. Riesengeb. oft mit Doeßler zusammen gearbeitet. (Daher auch die Anklänge an Doeßlersche Malweise.) Er besuchte zuerst die Musikakademie und ist stets der Musik, besonders dem Violinspiel, treu geblieben. Wir sehen hier, was wir so oft bei Künstlern finden: Begabung auch für andere Künste. So versteht man, wenn ein Bild dann gleichsam auch ein Gedicht und eine musikalische Angelegenheit ist. So allein muß eben der deutsche Künstler die deutsche Landschaft erleben und gestalten.

P. R. Sommer

## Deutscher oder Pole?

Von Hans Zuchhold

Ich weiß nicht mehr, ob er wirklich Ratschinski hieß. Das ist auch unwesentlich. Jedenfalls trug er einen polnischen Namen, war im Frieden Postbeamter in Posen und alter Berufssoldat. Vom Unteroffizier herauf hatte er sich den Beamtenschein erdient.

Auf einen Panjewagen zusammengeworfen, um von Pabianice nach Lodz geführt zu werden, lernten wir uns kennen, von den Stößen der holprigen Straßen immer wieder schmerzhaft Knie an Knie gestoßen, beide am Bein verwundet.

Unablässig an uns vorüber wälzte sich der Strom der sibirischen Infanterieregimenter durch die mondhelle, kalte Novembernaut, flutete zur Front. Stumpf und stumm trotteten sie ihre Straße wie eine getriebene Herde. Es hätte einem grauen können bei dem Anblick der Massen.

In Lodz riß man uns auseinander. In Moskau trafen wir uns wieder im gleichen Cazarett, in der Miuskaja. Das war um Weihnachten 1914. Damals hieß es, die deutschen Gefangenen würden viel zu gut behandelt. Eine Kommission trat auf, um alle, die transportfähig schienen, aus der Hauptstadt in die Provinzen oder nach Sibirien fortzubringen. Sie sollten Platz machen den russischen Verwundeten in den bevorzugten Hospitälern von Moskau. Auch in der Miuskaja sah sich die Kommission nach Opfern um. Ratschinski lag mit mir in einem Raum. Er war leidlich geheilt und stand auf der Abschlusliste nach Sibirien. Aber, wenn er sich als Pole bekannte, konnte er bleiben.

Dann sollte er es gut haben, viel, sehr viel besser als bisher. Man versprach ihm, daß er einen Passierschein erhalten würde, am Tage ausgehen dürfe, gute Verpflegung stellte man ihm in Aussicht, Konzert- und Theaterbesuche und dergleichen Annehmlichkeiten mehr.

Ratschinski lächelte und sah zu mir hinüber.

„Ich bin ein Deutscher“, sagte er fest.

„Sie sind doch Pole!“ drang der russische Arzt in ihn. „Sie haben ja einen polnischen Namen.“

Ratschinski schüttelte unwillig den Kopf. Er wiederholte: „Ich bin Deutscher.“ „Machen Sie sich doch nicht unglücklich“, warnte die Schwester. „Sie werden es noch bitter bereuen!“

„Ich will es nicht besser haben, als meine Kameraden“, murmelte Ratschinski und drehte sich um.

Der Arzt und die Schwester blickten sich an, zuckten mit den Achseln. Der Unteroffizier schrieb den Namen auf die Unheilliste der Verfehmten. Noch in derselben Nacht wurde Ratschinski mit seinen Schicksalsgefährten „evakuiert“. Wir wußten nicht, wohin. Er auch nicht. Ehe er fortging, drückte er mir die Hand.

Wir, die Zurückbleibenden, galten als todverfallen. Es würde sowieso nicht mehr lange mit uns dauern. Nur deshalb ließ man die letzten Deutschen in der Miuskaja. Aber sobald eines Tages meine Fieberkurve nicht mehr zwischen 35 und 40 schwankte, bekam auch ich den Fußtritt. Das war wohl drei oder vier Wochen später. In langsamer Verschlechterung wanderte ich von Hospital zu Hospital durch Moskau und Kasan bis in das Marodenhaus, nahe am Bahnhof der früheren russischen Hauptstadt. Dort traf ich Ratschinski zum dritten Male. Wie merkwürdig, daß wir Kriegsgefangenen uns in diesem Riesenreich und in seinem noch riesenhafteren Anhängsel, Sibirien, im Wechsel unserer unzähligen Um- und Einzüge in Lazaretten, Lagern und Arbeitsplätzen immer wieder begegneten, wie Handlungsreisende verschiedener Firmen in den Reisehotels der Städte unseres Vaterlandes sich wiedersehen. Das Marodenhaus diente einigen österreichischen Offizieren, die als Ruthenen, Tschechen und Polen in den russischen Listen geführt wurden, als bevorzugte, sozusagen private Unterkunft mit eigener Verpflegung. Da Ärzte unter ihnen waren, benutzten sie den Raum, um erkrankte oder erschöpfte Kriegsgefangene des Bahntransports vorläufig bei sich aufzunehmen und zu versorgen, bis sie wieder abgehoben werden konnten.

Wir drei aus dem Lazarett als gesund Entlassenen, ein Ungar, ein Österreicher und ein Reichsdeutscher, waren nur aus Versehen ein paar Tage da zu Gäste. Ratschinski wurde als Kranker dahin gebracht. Er hatte Monate schlechtesten Aufenthalts in einem verwahrlosten Lager hinter sich und einen Typhusanfall kaum erst überwunden. Zuletzt wurde ihm ein anstrengender Fußmarsch von mehreren Wochen mit mangelhafter Verpflegung, schlechtem Schuhwerk, fadenscheiniger Montur in der Oktoberkälte zugemutet. Als man ihn einlieferte, fieberte er und war sehr schwach.

Der Transport, mit dem er kam, war zur Holzfällarbeit im Ural bestimmt. Am dritten Tage sollte es von Kasan aus weiter nach Osten gehen. Ratschinski auch? Er hatte sich ein wenig erholt, war zwar nicht mehr so matt wie im Anfang, aber sehr abgemagert und grau im Gesicht. Der polnische Kadett, der im Marodenhause lebte, legte ihm nahe, zu bleiben. Nur eine Kleinigkeit, er brauche sich nur nachträglich als Pole in die Liste eintragen lassen.

Das bedeutete doch wirklich nicht viel? Keiner würde später nach dieser Liste fragen! Und die Eintragung brachte Ruhe, Pflege, behagliches Leben. Ratschinski sagte nein. „Ich bin nun einmal Deutscher“, erklärte er. „Und da es einmal so ist, gehe ich mit in den Wald, wie die andern!“

Und Ratschinski ging mit! — Ich sah ihn nicht wieder. —

Und doch — in diesem unablässigen Hin- und Hergeschiebe der Kriegsgefangenen, zwischen Tschita und Moskau, hörte ich noch einmal von ihm. Das war, als man uns zum Austausch sammelte, im Frühjahr 1916. Einer der Leidensgefährten der letzten Marterstation Ratschinskis, ein abgezehrter, tuberkelkranker Mensch, wußte um sein Ende.

Die Waldarbeit hatte Ratschinski durchgehalten. Dann nahm ihn ein sibirisches Lager auf. In diesem stellte man ein neues Kommando zusammen für Streckenbau und Bergwerksarbeit um Nischni Tagilsk. Noch einmal trat die Versuchung an den Soldaten Ratschinski heran. Noch einmal wurde es ihm freigestellt, sich als Pole zu bekennen, um von dem Arbeitskommando freizukommen, von dem man erzählte, daß bei unzureichender Ernährung, bei dürftiger und schmutzigster Unterkunft, in ungesundem Klima schon viele Gefangene gleich den dort arbeitenden chinesischen Kulis an Typhus und Skorbut erkrankt und verreckt seien. Ein Mordplatz, wie an der Murmanbahn, murmelte man. Ratschinski lehnte es auch diesmal ab. Als Deutscher arbeitete er mit an dem Streckenbau, und wiederum zog er mit in den Wald, um Holz zu schlagen. Der Skorbut befiel ihn, sein Körper bekam blaue Flecke. Die Zähne fielen ihm aus, das Gesicht verschwoll. Man schaffte den Todkranken in die Baracke der Aufgegebenen. Dort starb er einen qualvollen Tod. Nur ein Aufenthaltswechsel und eine andere Kost hätte ihn retten können. Vierzehn Tage lang litt er, ehe er erlöst wurde. Aber bis zum letzten Atemzuge blieb Ratschinski ein Deutscher. Für Deutschland ist er gestorben. Viele starben vor ihm, mit ihm, nach ihm! Wir wollen sie nicht vergessen, die vielen, deren Namen wir nicht einmal wissen.

# Robert Karger zum 60. Geburtstage

Von Dr. Heinrich Nentwig

## Johannstichooberd

(Robert Karger)

De Sonne ees nonder. De Groasmecke pfefft's letzte Liedla 'm Strauche.  
Sachte vom Posche haar tonkelt's eewer de Welt.  
Bluumastärne, Johannstichbluuma veel tausend on tausend,  
Stehn of der Brooche datt, vo weiße Mellan emschwärmt.  
Pechnelka glihn wie Fockan om därre Raine dattdeewa.  
Quaanla-Seruuch ei der Voft, doß 's ämm a Oodem verhellst.  
's riht sich kai Vestla, on donda 'm Coale häärt ma se reeda,  
Häärt ma de Schuulkender laut, mähr nooch wie laut, teschkeriern.  
„Satt och datt deewa om Barje 's ärschte Feuala lehta!“  
Rechtich! Etz sah ich 's aa. 's glemmt wie a Finkla ärscht.  
On nie weit dervoone etz nooch ais on nooch ais! Datt weeder!  
Eeweroal flackert 's etz oof. Schier olle Barje hoan ais.  
's Jongageteebse kemmt nehnder on nehnder. Of aimool, do demma,  
Hundert Schreete bloofz weg, steicht a Quolm ei de Geh,  
Feurije Jonga lecka derhender etz haushooch zum Himmel.  
Onse Feuala briht, on iech geh salwer derzoo.  
Wie de Jengla etz flink ihre Baasem vom Pockel schmeißal  
Schnell a ärschta zer Hand! Lichterloh briht a 'm Nuu,  
On em a Roopp geschwonga wärd a, doß halle Funka stiewa,  
Lautes Gejuchze schoalt weit dorch de stelle Nocht.  
Satt och, wie se etz olle scheen ei ar groada Reihe marschiern tuun,  
Neewer bis schier oa a Poosch ziht sich der glihnije Kranz.  
Weit on nohnde knollt's dorch de Nocht, on de aala Barje  
Schmeißa sich 's Echo zuu, bis sich 's 'm Posche verkreucht.  
Needergebrannt ees der Hoffa, on haim ei 's Darf senn de Leute.  
Stelle wärd 's, on der Moonda steicht eewer'm Schneebarje ruf.  
Doowa om Himmel oawer brihn tausend Johannstichfeuer  
Wetter ei Glanz on Pracht: Eew'je Johannstichnocht!

\*

Als vor nunmehr sechzig Jahren die Johannisfeuer von den dunklen Waldhängen der Grafschaft Slatz weit ins Land leuchteten, wurde Robert Karger geboren.

Heute kennt ihn ganz Schlesien als den führenden Mundartdichter der Grafschaft. Jeder Zoll seines Wesens ist aus seinem Volkstum, aus seiner Heimat herausgewachsen. Seine Eltern waren Grafschafter. Vom Vater, dem Hohndorfer Böttchermeister, hat Robert Karger die kluge, gelassene Lebensphilosophie

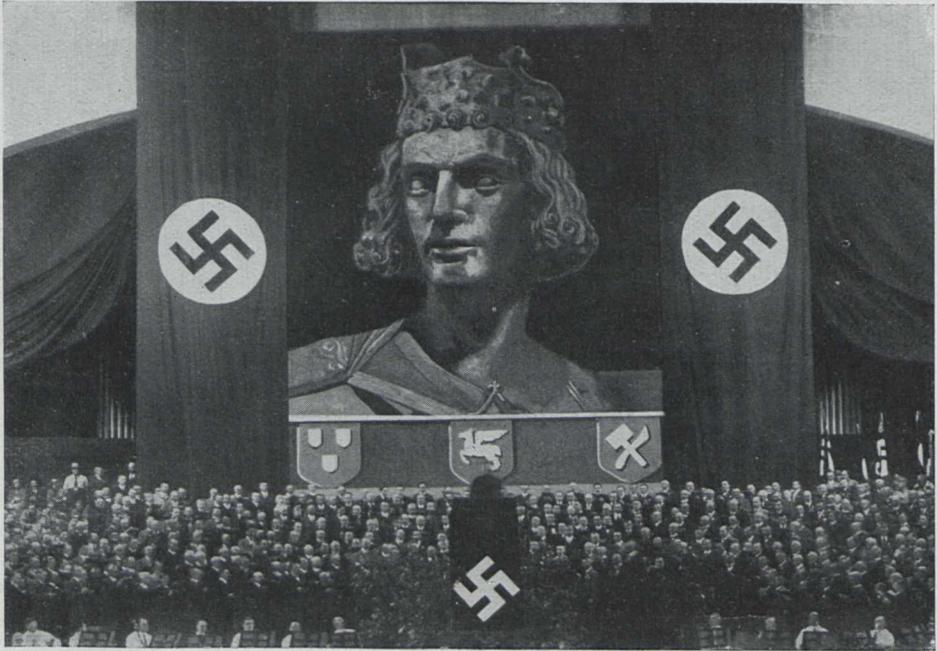


Wilhelm Heberich: Gigantenkampf



Professor E. Kaempfer: Schlesische Kürassiere bei Leuthen

Aufn.: Damerau



Schlesische Kulturtage, Breslau, Jahrhunderthalle — Kopf des Bamberger Reiters

Aufn.: Krapp



Reichsminister Rosenberg, Jahrhunderthalle, Breslau

Aufn.: Kretschmer

und das Reimtalent. Ein Erbteil der Mutter ist sein gütiges Wesen und der künstlerische Sinn. Von dem Können ihres Vaters, der Maler gewesen ist, zeugen noch heute zahlreiche Bilder und Kreuzwege in der Grafschaft und in Schlesien.

Sohndorf liegt eine Stunde von Habelschwerdt idyllisch im Schutze der mächtigen Kulisse des Heidelberges und war so abgelegen, daß es noch den ganzen Zauber altgläubigen Volkstums in sich vereinigte.

Wie es die Sehnsucht jedes echten Grafschafters ist, hat sich auch Robert Kargers Leben zum größten Teil innerhalb der heimatlichen Berge abgespielt. Nach seiner Ausbildung am Seminar in Habelschwerdt kam er nach 1½-jähriger Tätigkeit im Kreise Schweidnitz als Volksschullehrer zuerst nach Hausdorf. Seit 1896 war er in Schreibendorf bei Mittelwalde angestellt. Hier waren ihm zwanzig glückliche Jahre beschieden. Im Kriege vom Heeresdienst in Halle und im Zerbster Lager reklamiert, führten ihn Vertretungen nach Martinsberg und Steingrund. Ende 1916 wurde er nach Droschkau (Kreis Namslau) berufen, wo er im Jahre 1920 nach dem Einzug der Polen die Bitternisse des Flüchtlingschicksals an sich und seiner Familie durchkosten mußte. Ohne amtlichen Wirkungskreis hat er in einer dürftigen Notwohnung vier Jahre in Kunzendorf an der Biele ausharren müssen, bis er 1923 in seine heutige Lehrerstelle in Neurode berufen wurde, wo er 1½ Jahre später endlich die lange entbehrte Familienwohnung beziehen konnte.

Das Leben hat ihn noch oft hart angepackt. So haben ihm Krankheit und Tod zwei von sieben Kindern im blühendsten Alter geraubt. Aber Karger hat alle Nackenschläge zu ertragen gewußt, immer als Sohn der Berge mannhaft und leiderprobt.

Wir Grafschafter sind ein zähes und arbeitsames Geschlecht. Dazu hat die karge Scholle uns durch Jahrhunderte erzogen. Und so waren denn auch Robert Kargers Tage ausgefüllt mit unablässiger Arbeit vom Morgen bis in die Nacht. Jede freie Stunde, die sein Beruf ihm ließ, widmete er seiner Lieblingsneigung, seiner inneren Berufung, dem Sinnieren und Fabulieren im Dienste unsers Volkstums.

Wenn wir heute das literarische Schaffen des Sechzigjährigen überschauen, ergreift uns freudige Bewunderung ob der reichen Ernte der letzten 25 Jahre. Durch die „Schniegläckla“, seine 1910 erschienene Sammlung mundartlicher Gedichte mit einem hochdeutschen Anhang, wurde Karger weiteren Kreisen bekannt. 1917 folgte das Bändchen „Marmelade“, 1921 ließ er seine „Marjasonne“ aufgehen. Im gleichen Jahre kam das Bühnenstück „Der Graanzbook“ heraus. 1925 reihte sich das köstliche Büchlein „A holb Schook aale gleetsche Deutla“ an, das eine wahre Fundgrube echten gläubigen Volkstums ist. Schließlich stellte er 1929 noch sein gesundes „Pauerbrot“ auf den Tisch. Von 1911 bis 1922 beschenkte Karger uns alljährlich mit dem „Guda Obendkalender“, den er von 1923 bis 1933 „Grosshofstersch Feierabend“ nannte, und der seit 1934 wieder „Guda Obend“ heißt. Seit 1929 öffnet Karger jeden Sonntag „s Beikastla“ (A Sonntichblatla fir jeda Grosshofster, dar de

Hämt garne hoot), eine Beilage des Gläzler Anzeigers. 1926/27 und seit 1933 schreibt er auch den Oberschlesiern den „Glückauf-Kalender“.

Das ist die Frucht rastlosen Dienstes an Heimat und Volkstum in zweieinhalb Jahrzehnten.

Robert Kargers hochdeutsche Gedichte zeichnen sich aus durch einen feinen, weichen Rhythmus. Sie sind tief empfunden und überraschen durch schöne Stimmungsbilder, sei es, daß er uns zur Winterzeit im schneeschweren Tann den Bergwald hinaufgeleitet oder den holden Märchenzauber der Vollmondnacht im Gläzler Gau uns erleben läßt.

Kargers eigentliche Bedeutung für die Grafschaft liegt aber in seinem mundartlichen Schrifttum.

Onse Muttersprooche woar schon doo  
Eh nooch ihmand droa doocht, herrsch zu reda;  
's ees a aaler, treu behutter Schotz,  
Jeber ollem erdscha Reichtum steht a.  
Stehst eim Hatze drenne, gutt verwoahrt,  
Muttersprooche, heiljes Mutterwoart!  
Lott die Feinde komma, lott se ruich  
's Letzte raawa, wenn se sich nie schaama,  
Onse Treue fier die liebe Haimt,  
Onse Sprooche koan ons niemand nahma.  
Treu sein wäll mer, 's geht schon, wie 's ons geht,  
Treu bis onse Hatze stelle steht. (Robert Karger.)

Seit Franz Schönig, dem Begründer der Gläzler mundartlichen Literatur († 1828 in Mittelwalde), liegen in der Grafschaft nur wenige und bescheidene Versuche mundartlicher Poesie vor. Da führte Kargers vielseitige Begabung mit einem Male eine Blütezeit mundartlichen Schaffens herauf in zarter, inniger Lyrik, in der fesselnden Erzählung, im flotten Bühnenspiel und in der Form der gereimten heiteren, schlagfertigen Anekdote.

Karger schreibt zumeist in der Mundart von Hohndorf, also in dem klangvollen, melodiosen Oberdörfischen. Seine Sprache ist echteste, reine Bauernsprache. Jedes Wort und jedes Bild sind gesund wie Bauernbrot, voller Kraft und Leben, kernig, von Herzen kommend und ans Herz greifend. Wenn man Karger liest, empfindet man, welch gewaltige, aufrüttelnde Macht in der Mundart liegt.

Kargers Sprachlichem Können entspricht sein dichterisches Wollen. Er beschränkt sich nicht bloß auf die Schilderung lustiger Begebenheiten, nicht nur auf das, was der Grafschafter Bauer und der Kleinbürger sieht, fühlt, denkt, spricht und erlebt. Nein, in seinen vortrefflichen Naturschilderungen, in der Aufweisung seelischer Entwicklungen meistert Karger — unterstützt durch ein feines künstlerisches Formgefühl — das der mundartlichen Literatur zugewiesene natürliche Wirkungsfeld bis zu den Grenzen ihrer Verwendungsmöglichkeit.

Rargers Hauptverdienst ist wohl sein volkscundlich so wertvolles *Kalenderwerk*. Alljährlich bietet er seinen Landsleuten einen „Guda Obend“ und pocht damit an die Türen und Herzen der Volksgenossen, mahnt sie an die Stimme des gemeinsamen Blutes und wendet sich dringlich an ihre Volkstumsehre. Bis ins kleinste Gebirgshäuschen bahnt der Kalender sich den Weg und vermittelt so eine ständige, jährlich sich wiederholende Volkstumsschulung, die gern alle mitmachen, weil sie sich als eine Gemeinschaft fühlen.

So hält Rarger als unermüdlicher Kämpfer für Heimat und Volkstum den Grasschaffern Jahr für Jahr den Spiegel ihrer Seele vor Augen. So mahnt er sie immer wieder zu bleiben, wie ihre Väter waren: grundbieder, schollengebunden, deutsch bis ins Mark, ganz ihrem Volkstum verhaftet, Menschen der Arbeit, bewährt im Lebenskampfe, von schlichtem, frommem Sinn und nie versiegender innerer Fröhlichkeit.

Rarger schöpft die Seele des Glazter Menschen immer von neuem aus dem mütterlichen Grunde der Heimaterde. Er liebt das Irdische und seine einfachen Gesetze. Der Grasschaffter lebt nicht vom Künstlichen, sondern vom Natürlichen, Einfachen; daher bot ihm Rarger „Pauerbrot“ dar und nicht irgendeine chemische Verbindung; daher liebt er die Heimat und was sie trägt: Menschen, Tiere und Pflanzen. Die Grasschaffter Welt ist schön. Sie braucht nicht verschönt zu werden, man muß sie nur recht sehen und sich an ihr freuen und ihr und sich treu bleiben. Um sie und ihr Brauchtum weht ein Hauch von Ewigkeit. Robert Rarger hat die Hülle von unserem Wesen weggenommen, so daß wir beglückt die Züge unserer Wesenheit sehen, Zwieprache halten können mit unserem Blut. Er ist uns so Führer und Freund. Wir lieben ihn.

Auch in schwerster Nachkriegszeit hat er uns immer geholfen, aus innerster Seele an Deutschland zu glauben. Er will nichts für sich, er will nur wirken. Er will nur im Gliede stehen, Schulter an Schulter mitkämpfen, sich verströmen, sich ganz hingeben seinem, unserem Volkstum. Als Ränder der Vergangenheit und Gegenwart bestimmt er die Zukunft des glätzischen Menschen wesentlich und deutlich erkennbar mit.

In einer Mundart dichten heißt keineswegs aus dem Anspruchslosen für die Anspruchslosen schaffen. Wer zu den Bauern und Arbeitern geht und ihnen auf den Mund sieht und ins Herz hineinleuchtet, der schafft in seinem Lebensraum Dichtung aus dem Volk für das Volk. Mundartdichter sein — wir sehen es an Rargers Werk — braucht nicht zu heißen: sich bescheiden, verzichten, sondern es bedeutet vielmehr: aufrütteln und wirken für das Ganze. Was aus dem Gemeinsamen wächst, wirkt auch in das Gemeinsame, schafft Volk, schafft damit mehr Boden für das Kommende, ist Leben, ist Erbgut an das zukünftige Geschlecht.

So ist Robert Rarger ein Volkslehrer und Volksmehrer. Und so schreitet auch er im gleichen Schritt mit unserer Zeit.

# Ein Jahrzehnt

Von Ludolf Malten

Ein Jahrzehnt unserer Arbeit im Lande hat sich erfüllt\*); auf dem Wege liegen Mühen, manche Sorge und Enttäuschungen, weit mehr doch aber dankbar empfundenes Gelingen. Der Bau, in den ersten Jahren Stein um Stein gefügt, hat gehalten. Er steht — unser großer Stolz — fest auch im neuen Deutschland. Er darf es, weil seine Fundamente gelagert sind im Gemeinschaftssinn. Wie ein goldener Stern schwebt über der deutschen Revolution der Gedanke der Gemeinschaft der Deutschen, wärmend und beglückend. In das große strahlende Licht mündet der ruhige Schein unseres Wirkens ein. Organisatorisch stellte uns der vergangene Winter vor eine völlig neue Aufgabe. Der große Wandel, dem vieles Morsche im Lande zum Opfer gefallen, aber im ersten Sturmeswehen auch mancher wackere Mann, dem unser Dank bleibt, verlangte, daß der Leiter, wie einst vor einem Jahrzehnt, von Ort zu Ort zog, um neu zu werben. Mit ehrlichem Danke darf ausgesprochen werden, daß die Männer der neuen Macht, wenn rückhaltlose Aussprache das Vertrauen gewonnen, unsere Arbeit nicht nur unangetastet ließen, sondern in steigendem Maße mit dem Einsatz ihrer neuen Energie verbanden. Das Land ist erfüllt von neuem Reimen. Wir sehen, wie Ideen, vom einzelnen gezeugt, von den vielen aufgegriffen werden, wie sie von wenigen vertieft und zu Ende gedacht, von den rasch Zufriedenen vorzeitig zum Schlagwort erstarrt werden. Da setzt die Aufgabe ein. Wer in unserem Kreise selbst gepackt ist, um das Neue gerungen und an sich den geistigen und seelischen Erneuerungsprozeß vollzogen hat, der darf hinausgehen, um Hilfe zu bringen im Sinne des Lebendigmachens, des Unterbauens, des Stützens und Beweizens. „Wovon wir immer reden, haben Sie heut bewiesen“; mit diesem knappen Wort hat nach einer Vortrage einer unserer fähigsten Vertrauensleute im Lande charakterisiert, was er von unserem Wirken für den ihm anvertrauten Kreis erwartet. Geistige Hilfsstellung verlangt die Allgemeinheit von der Wissenschaft und von uns, die wir ihr dienen.

Voraussetzung ist, daß zunächst in immer steigendem Maße ein Kreis von Männern an unserer Hochschule sich zusammenschließt, der an der Formung seiner Stoffe erkennen läßt, daß er selbst auf Neuland steht. Das neue Thema allein tut es nicht; säuerlicher Wein wird nicht besser, wenn man ihn in neue Schläuche füllt. Wir wollen nicht behaupten, daß der Weg von uns bereits zu Ende gegangen sei. Das intensive geistige Leben an mancher Volkshochschule im Lande kann davor warnen, zu rasch mit sich selbst zufrieden zu sein. Vor allem an die jüngeren Glieder unserer Hochschule geht der Appell, ihre Kraft, die im heutigen Staat und seinen

\*) Vgl. diese Monatshefte 1927 S. 6, 1928 S. 5, 1929 S. 8, 1930 S. 4, 1931 S. 5, 1932 S. 6, 1933 S. 5.

tragenden Ideen ihren Mutterboden hat, fruchtbar zu machen für die Allgemeinheit. Isolierung ist Eigennutz. Das Bedürfnis ist da; das hat die Bereitwilligkeit gelehrt, mit der gerade im vergangenen Winter das Land unser Angebot angenommen hat.

In den einzelnen Städten wurden die beratenden und auswählenden Gremien neu formiert oder ergänzt. Wo ein Vertreter des Bundes Deutscher Osten oder des Kampfbundes Deutscher Kultur am Orte war, wurde er hinzugewählt, ebenso der Vertrauensmann der Partei, der öfters zugleich Kreiskulturwart war. Dieses Gremium erhielt vom Leiter ein die Bedürfnisse des Einzelortes weit übersteigendes Material. An der Voraussetzung der unbeeinflussten Wahl durch die Städte wurde nicht gerüttelt. Die örtlichen Vertreter kennen am besten die Erfordernisse für ihr Publikum, sie sind in der Lage, aus dem Material durch eigene Gedankenarbeit einen organischen Plan unter bestimmten Gesichtspunkten zu entwickeln — dieser alte Wunsch des Leiters wurde in diesem Jahr durch die Eigentätigkeit der städtischen Vertrauensleute z. T. sehr erfreulich verwirklicht —, sie tragen mit an der Freude am Aufbau und an der Verantwortlichkeit. Die Beziehung des Vortragswesens zur Partei war verschiedenorts verschieden stark, wobei die Stellung des ortsanjässigen Vertrauensmannes wesentlich mitsprach; z. T. wurden wir an die Parteiveranstaltungen unmittelbar angebaut, so an die Schulungsabende der SA., z. T. blieben wir nach altgewohnter Tradition im Rahmen der örtlichen Volkshochschularbeit, z. T. hielten wir Parallelstellung. Für den Besuch war das nicht unwichtig. Es war besonders befriedigend, wenn die Jugend in ihren braunen Hemden in großen Reihen unter den Hörern saß oder der freiwillige Arbeitsdienst. Ohne Verbindung mit der Partei wird die Zahl der örtlichen Veranstaltungen für die Aufnahmefähigkeit des Publikums zu groß. In diesem Sinne auszubauen, ist wesentlich Sache der Orte; in Neustadt OS., Langenbielau, Lauban, um nur ein paar Namen herauszugreifen, ist der Bau besonders geglückt, andernorts wird die nächste Herbstbereisung der Provinz durch den Leiter die Fäden enger zu ziehen haben. Wie das Ziel aussehen muß, wie es zu erreichen ist, hat die Beobachtung des abgelaufenen Winters deutlich gelehrt.

Daß die Wahl der Städte in diesem Jahr sich auf besondere Gedankenkomplexe, stärker als in den Vorjahren, konzentrieren würde, war vorauszu sehen. Die vorderste Linie auf Grund der Wahl hielt das Thema „Der heldische Mensch“, in dem die Tatsache, daß durch die Initiative eines Mannes und seines engeren Kreises ein ganzes Volk aus Lethargie und Hoffnungslosigkeit aufgerüttelt worden ist, zum Anlaß einer Entwicklung der Ursprünge des Heroischen und seiner Prägung in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Rassen genommen war. Es folgten die Ostthemen, die Erb- und Rasse-themen, die Vorträge, die das Wesen des Nationalsozialismus mit der deutschen Idee und der deutschen Vergangenheit verbanden, die Vorträge über deutsche Art und deutsche Kunst. Die Neigung der Vorjahre für nationalökonomische Stoffe trat stark zurück; theologische Themen fielen so gut wie aus, da die kirchenpolitische Lage in anderen Kreisen erörtert wurde;

jedoch ist Neigung spürbar, die Förderung verdient, über das Ideenmäßige und Weltanschauliche der Konfessionen zu hören. Allgemeine Kulturthemen müssen in einer so bewegten Zeit zurückstehen.

Der Stab der Redner war in diesem Jahre innerlich geschlossener als in den Vorjahren. Einige, besonders solche in höheren Lebensjahren, hatten sich stillschweigend zurückgezogen, einige hielt ihre noch ungeklärte politische Einstellung zurück. So haben 29 Dozenten mit 117 Vorträgen in 38 Städten gesprochen; in Oberschlesien in Cosel, Gleiwitz, Groß-Strehlitz, Grottkau, Hindenburg, Leobschütz, Neisse, Neustadt, Oppeln, Ratibor, Rosenberg; in Niederschlesien in Brieg, Bunzlau, Frankenstein, Fraustadt, Freystadt, Friedland, Slogau, Goldberg, Grünberg, Suhrau, Herrnsstadt, Hirschberg, Landeck, Landeshut, Langenbielau, Lauban, Piegwitz, Militzsch, Namslau, Neumittelwalde, Neusalz a. O., Ohlau, Sagan, Schweidnitz, Striegau, Weißwasser, Wohlau. Der Ring der kleinen Grenzorte blieb völlig intakt.

Am Ende eines Jahrzehnts drängt es zu danken in der herben und knappen Form, die Worte nicht zu machen wünscht: Herrn Minister R u s t, den leitenden Männern im Kultusministerium: Ministerialdirektor B a h l e n, Ministerialrat A c h e l i s, Ministerialrat S a u p t, nicht zuletzt und mit besonderer Wärme der nie versagenden Förderung während des ganzen Jahrzehnts durch Geheimrat G ü r i c h. Im Lande arbeiteten wir im Vertrauen mit dem Leiter des N. S. L. B. und Kulturobmann Regierungsrat P o t t a g und dem Leiter des Bundes Deutscher Osten, Grafen Y o r k von Wartenburg. Die Regierung und die Provinzialverwaltung in Breslau waren vom Leiter um Hilfsstellung gebeten worden, falls die einkommenden Mittel nicht ausreichen sollten, und hatten Unterstützung zugesagt. Gedankt sei der Treue der Mitarbeiter an der Hochschule, denen der Leiter nicht viel mehr zu bieten hat als die Ehre, gedankt sei der Hingabe der Vertrauensleute, die bei sich den örtlichen Pfeiler bauen, der den Brückenbau stützt und trägt.

Trächtig von Erreichtem und Verfehlttem, von Gewonnenem und Gewolltem, von Erlittenem und Erfülltem schweift der Blick über Wunschtraum und Wirklichkeit zu den Zielen der Zukunft.

#### Die Themen:

Schlesien: Schlesien, unser Heimatland. Die Eiszeit in Schlesien. Der großschlesische Raum in erdgeschichtlicher Betrachtung. Aus Schlesiens geologischer Geschichte. Die Bodenschätze Schlesiens. Grundzüge der Siedlungsgeschichte Schlesiens. Die ostdeutsche Wiederkolonisation im Mittelalter. Siedlung und Innenkolonisation in Schlesien in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Wirtschaftsstruktur und Wirtschaftslage Schlesiens. Die oberschlesische Polenfrage und Ostoberschlesiens staatsrechtliche und wirtschaftliche Lage. Der Volkswille im deutschen Osten. Die Grasschaft Glatz — ihre Sonderstellung zwischen Böhmen und Schlesien im Lauf der Jahrhunderte. Die Oder — ihre Schiffbarmachung und wirtschaftliche Bedeutung in der Vergangenheit. Der Schlesier im Urteile der Zeiten und Völker. Das Antlitz Breslaus — Urteile und Eindrücke aus fünf Jahrhunderten. Die Stammesart des Schlesiers in seiner Dichtung. Oberschlesien in der Literaturgeschichte. Staat

und Kirche in Schlesien von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. Die Bedeutung des Christentums für den deutschen Osten.

Nachbarländer: Die ostbaltischen Randstaaten und ihr Deutschtum. Die deutsche mittelalterliche Kolonisation in Polen. Das Deutschtum in Polen. Das Erwachen des nationalen Bewußtseins im deutsch-slawischen Grenzraum. Auswirkung der deutschen Kunst im Osten. Die Probleme des heutigen Polens. Kulturelle Fragen des heutigen Polens. Der Entwicklungsgang der polnischen Literatur. Neupolen und wir. Der völkische Gedanke in der polnischen und tschechischen Dichtung. Die Tschechoslowakei (kurzer Abriss ihrer Geschichte, politischen, wirtschaftlichen und völkischen Struktur). Der Kampf der Deutschen mit den Tschechen in Böhmen. Religion und Nationalgedanke bei den Tschechen. Die Slawen in Geschichte und Gegenwart. Deutsches Land im Süden (Südtirol).

Geschichte: Der heldische Mensch — seine Spuren in Glaube, Mythos und Geschichte. Die Verklärung der Geschichte im Licht der Heldensage bei Griechen und Germanen. Das deutsche Volk und die deutschen Stämme. Die erste Befreiungstat des deutschen Volkes (Arminius und die Varusschlacht). Deutsche Staats- und deutsche Volksgrenzen im Mittelalter. Aus der deutschen Kaiserzeit des Mittelalters. Friedrich der Große und seine Diplomaten. Das preußische Volksheer der Befreiungskriege. Die Geschichte der Ausbreitung des Deutschtums in Europa. Der deutsche Wehrgedanke in der Geschichte. Kann uns die Geschichte eine Lehrmeisterin in der Not unserer Zeit sein? Der Balkan und die Balkanvölker in ihrer Bedeutung für den Ausbruch des Weltkrieges. Wie das moderne Italien Kaiser Augustus zum 2000. Geburtstag ehrt. Mussolini, sein Leben und Werk.

Geologie, Paläontologie, Erdkunde: Gletscher und Eiszeit. Die Urkunden des vorzeitlichen Lebens und ihre Enträtselung. Der Gedanke der Entwicklung in der geologischen Wissenschaft. Die lebendige Landschaft. Das Antlitz der Alpen, sein Werden und Vergehen. Deutsch-Ost-Afrika; sein Bild, sein Bau, sein Lebensraum. Erinnerungen an Deutsch-Ost-Afrika und Kamerun. Wandern, Bergsteigen, Skilaufen in deutschem Geist.

Kulturgegeschichte und Kulturbilder: Die älteste Stadtkultur der Menschheit und ihre Auswirkung in der Weltgeschichte (an Hand der anglo-amerikanischen Ausgrabungen in Ur und der deutschen Ausgrabungen in Uruk). Kreuz und quer durch Palästina. Wüstenfahrt zur Oase des Jupiter Ammon in der Libyschen Wüste. Vor und um Homer — Bild und Lied. Wilhelm Dörpfeld, der Meister der deutschen Wissenschaft des Spatens. Die berühmten Kultstätten der Antike. Das alte Athen im Lichte der neuesten Forschungen. Pergamon, Schätze Berliner Museen (die Antike und wir). Deutschlands führende Stellung bei den Ausgrabungen im klassischen Süden. Pompeji und Herculaneum. Roma antica (Italien und wir, Rom als Idee). Die Stellung der Frau im Wandel der Jahrtausende. Wie sahen unsere germanischen Vorfahren aus? (Bilder und Zeugnisse der Antike). Kulturzerfall und Wiedergeburt im ausgehenden Mittelalter.

**Kunst, Musik, Theater:** Die großen Epochen der griechischen Kunst (Anfänge, Klassik, Barock). Die deutschen Stämme in ihrem Kunstschaffen. Deutsche Backsteingotik. Albrecht Dürer als geistiger Führer seiner Zeit. Italienfahrten deutscher Künstler. Bach und Händel als Vollender deutscher Barockmusik. Friedrich der Große als Musiker (mit Aufführung eines Flötenkonzerts des Königs). Wesenszüge der deutschen Klassik bei Haydn, Mozart und Beethoven. E. M. von Webers Freischütz als Ausdruck deutschen Volkstums. Das geistliche Spiel vom Mittelalter bis Ammergau. Von der mittelalterlichen Mystereibühne zum deutschen Nationaltheater: Bilder aus der deutschen Theatergeschichte.

**Philosophie, Pädagogik, Literaturgeschichte, Volkskunde:** Der Weg Deutschlands und das Deutsche Heute. Fichtes Reden an die Deutsche Nation und die Deutsche Gegenwart. Goethes Faust und der deutsche Geist. Die Alte und die Neue Welt, gespiegelt im geschichtlichen Werdegange von Deutschland und Amerika. Der Wahrheitsgedanke der abendländischen Philosophie. Der Nationalsozialismus und der deutsche Bildungsgedanke. Faschismus und Jugendziehung. — Die Entstehung eines literarischen Kunstwerks (der Dichter, sein Erlebnis, sein Werk). Was ist uns die Edda? Das Hohelied vom Heldentum (Nibelungenlied). Die Nibelungen saga in der deutschen Dichtung. Hans Sachs — ein Dichter deutscher Art und Kunst aus alter Zeit. Deutsche Kokokodichtung. Richard Wagners Stellung in der deutschen Dichtung. Der deutsche Heimatroman des 19. und 20. Jahrhunderts. — Aus der Welt der deutschen Volksagen. Liebe und Leid in der Volksdichtung (Märchen, Sage, Volkslied). Die letzte Schlacht im Glauben des Volkes. Die „Heimat“ im Volksleben.

**Religion und Religionswissenschaft:** Das Weltbild der Bibel. Das Alte Testament und die deutsche Gegenwart. Biblische Wörter und Redensarten im Deutschen. Von den Propheten des Alten Testaments. Die religiösen Strömungen in der römischen Kaiserzeit und die Geburt des Christentums. Das Bild Christi im Wandel der Zeiten. Christus als Held und Heiland. Religion und Kultur der alten Germanen. Die Christianisierung der Germanen. Germanische Götter. Altgermanische Ethik. Luther und der Staat. Das Verhältnis von Staat und Kirche im Lichte der Geschichte. Das Bekenntnis in seiner Bedeutung für die Kirche. Die Bedeutung des Schöpfungsglaubens für unsere Kultur. Deutscher Geist und heiliger Geist. **Staatslehre, Wirtschaftswissenschaft:** Nationalismus und Sozialismus; Grundformen und Abwandlungen im letzten Jahrhundert. Klassenstaat und Ständewesen. Die geistigen Grundlagen des italienischen Faschismus. Die Ostfrage. Das Korridorproblem. Autarkie und Autonomie; die Grundfragen der neueren Handelspolitik.

**Rassenkunde, Biologie:** Die rassenkundlichen Grundlagen unseres Volkstums. Rassenpflege und Zukunft des deutschen Volkes. Die wichtigsten Grundbegriffe der allgemeinen Vererbungslehre als Voraussetzung für die Rassenhygiene. Vererbung geistiger Eigenschaften und ihre Auswirkung für das Leben des Volkes. Die Bedeutung der Umwelt für Ver-

erbung und Rassenhygiene. Die Bedeutung einer gesunden Erbanlage für die Nachkommenschaft. Grundprobleme der Biologie. Neuere Experimente an tierischen Eiern, Samen und Embryonen.

Naturwissenschaft, Zoologie, Botanik: Aus der Werkstatt des Heimatforschers. Wanderungen eines Naturforschers am deutschen Meer. Umwelt und Innenwelt der Tiere. Die Sprache der Tiere. Die Entwicklung des Sehvermögens vom Tier zum Menschen. Färbung und Farbwechsel der Tiere. Lebensbilder aus der Tierwelt. Das Leben im Wassertropfen. Das Tier als Krankheitserreger. Erzeugnisse des Tierreichs in der Weltwirtschaft. Fortpflanzung und Geschlecht im Pflanzenreich.

## **Faschismus, die Lebensform Italiens**

Von Dr. Emil Mazis

Man muß schon nach Italien selbst gehen, um ihn kennen zu lernen. Die persönliche Fühlungnahme ist besser als das Studium grundgelehrter Abhandlungen.

Sofort beim Überschreiten der italienischen Grenze tritt der Faschismus in Erscheinung. Schwarzhemden in ihrer kleidsamen olivgrünen Uniform nehmen dich im Eisenbahnzuge in Obhut, sorgen für einen guten Sitzplatz und zeigen dir, wo das Gepäck noch untergebracht werden kann. Überall, wo sich Menschen ansammeln, vor den Schaltern der Großbanken oder auf der Post, sorgt der Faschist für glatten Ablauf des Verkehrs. Er gibt nebenbei acht, daß nicht etwa ein internationaler Langfinger sein unsauberes Handwerk treibt. Und wer sich durch die Forderungen eines Koffelenkers oder eines venezianischen Gondelführers benachteiligt fühlt, der braucht nur den nächstbesten Schwarzhemdenmann herbeizuwinken, und er wird ganz sicher sein Recht finden.

Ordnung und Sauberkeit, das sind die Grundpfeiler des Faschismus. Sie äußern sich sogar darin, daß selbst in den kleineren Städten die eine Seite der Hauptverkehrsstraße nur für den Hin-, die andere für den Rückweg freigegeben ist. Wo sind die Scharen bettelnder Kinder geblieben, von denen ältere Reisebeschreibungen zu berichten wissen? Verschwunden, ausgelöscht aus dem Straßenbild. In den Geschäften gibt es feste Preise. Die Zeiten, wo ein Fremder auf alle Waren ein Draufgeld zahlen mußte, als Gegenleistung gleichsam für die übergroße Höflichkeit des Verkäufers, sind unwiderbringlich dahin. Das neue Italien ist ein Land der Arbeit. Verschwunden ist das süße Sichgehenlassen, das dolce far niente, zu dem ein südlicher Himmel und angeborene Bedürfnislosigkeit verlockten. Es gilt nachzuholen, was ehemals versäumt wurde. Und so schreitet die Entwicklung mit Riesenschritten vorwärts. Die fieberhauchende Campagna ist nicht mehr. Mustergültig angelegte Städte erheben sich dort, wo noch vor vier, fünf Jahren ein ödes Sumpfland sich erstreckte. Die einheimische Landwirtschaft liefert jetzt den gesamten Weizenbedarf. Das will bei einem Vierzig-Millionen-Volk etwas heißen, zumal die

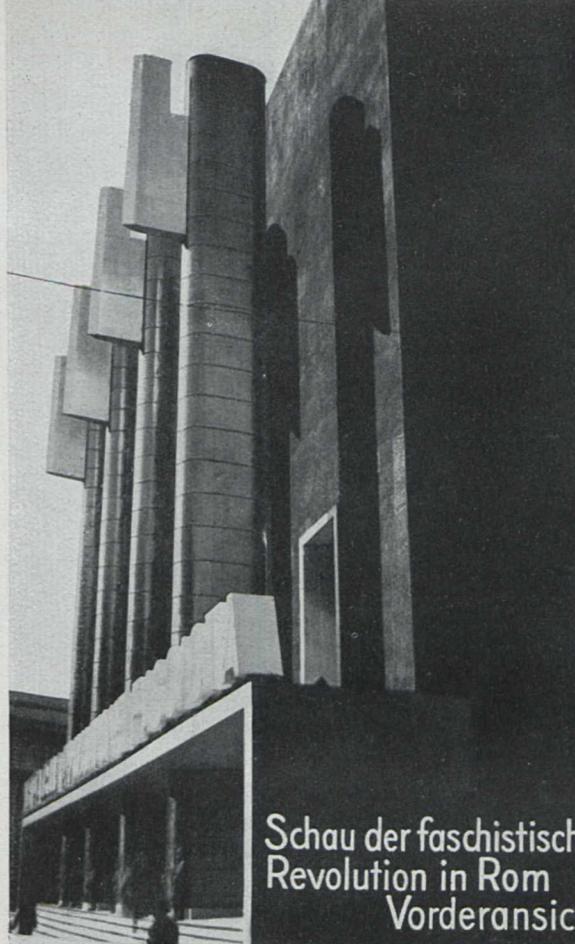
Kartoffel in der Ernährung gar keine Rolle spielt. Bei allen Mahlzeiten werden reichliche Mengen von Weißbrot verzehrt, von den Makkaroni und Spaghetti, den italienischen Lieblingsgerichten, ganz zu schweigen. Mussolini hat das selbst Unmögliche fertig gebracht und dem spröden, seit Jahrhunderten waldblosen Apennin, einen Waldgürtel aufgezungen, wenigstens in den Teilen, wo Spuren von Humusboden einen Erfolg in Aussicht stellten. Noch ist der Anblick des Waldes etwas kümmerlich, aber der Anfang zur Aufzucht ist gemacht.

Man kann mit Recht behaupten, daß der Faschismus dem Lande ein anderes Gesicht gegeben hat. Nirgends zeigt sich das so offensichtlich wie in Rom. Wer etwa eine Reise dorthin machen will, nehme nur einen gedruckten Führer n e u e r Ausgabe mit. Die Pläne der älteren Jahrgänge, und handle es sich auch um einen kürzeren Zeitabschnitt, versagen völlig. Eine Anzahl winklicher Gassen ist der Spitzhacke zum Opfer gefallen, die Hauptstadt des neuen Italien soll gewaltig, schön und lichtvoll sein. In ihr treffen sich ja wie in einem Brennpunkt alle Strahlen der italienischen Kultur und Zivilisation.

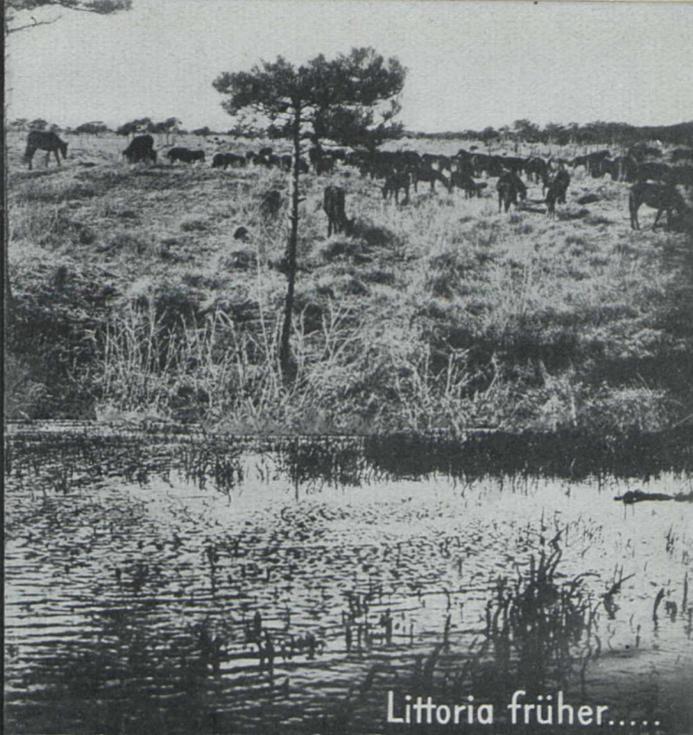
Wer eine Zeitung zur Hand nimmt, findet sehr häufig mitten im politischen Teil oder zwischen den Spalten der Unterhaltungsbeilage ein großes Inserat. „Du bist Italiener und wirst es immer bleiben.“ Was heißt das? Es ist dieses eins der vielen Mittel, das Volk zur Nation zu erziehen. So wie dem antiken Römer das „civis Romanus sum“, ich bin ein Römer, als der Inbegriff des Seins galt, Macht, Größe und Unsterblichkeit bedeutete, so muß jedem Italiener bewußt sein, daß er geboren ist, ein Baustein zu werden in dem unvergänglichen Bauwerk, dessen Name „Italien“ heißt. Er ist berufen, von sich aus an der Weltgeltung seines Vaterlandes zu arbeiten.

Jeder Italiener glaubt an die Sendung, die der Duce dem Lande als Programm vorgezeichnet hat. Das alte römische Weltreich soll wieder erstehen. Das drückt symbolisch das Hoheitszeichen des Faschismus aus, das antike Rutenbündel der Viktoren, das kündigt auch die neue Prachtstraße in Rom an, die das altrömische Forum mit dem Quirinal, dem Palast des italienischen Königs verbindet. Vom alten, weltbeherrschenden Rom zum Italien der Gegenwart, das gewillt ist, seine Ansprüche auf „sein“ Mittelländisches Meer mit unbeugsamem Willen durchzusetzen, führt ein gerader Weg. „Lago nostro“ — unser Meer, gemeint ist das Mittelländische, ist ein Begriff, der in das Denken jedes Italieners eingehämmert ist. Die Krönung jener Prachtstraße ist das herrliche Nationaldenkmal mit dem Grab des Unbekannten Soldaten. Dieses Denkmal wird noch nach Jahrhunderten von dem stolzen Gedankenflug des Faschismus reden.

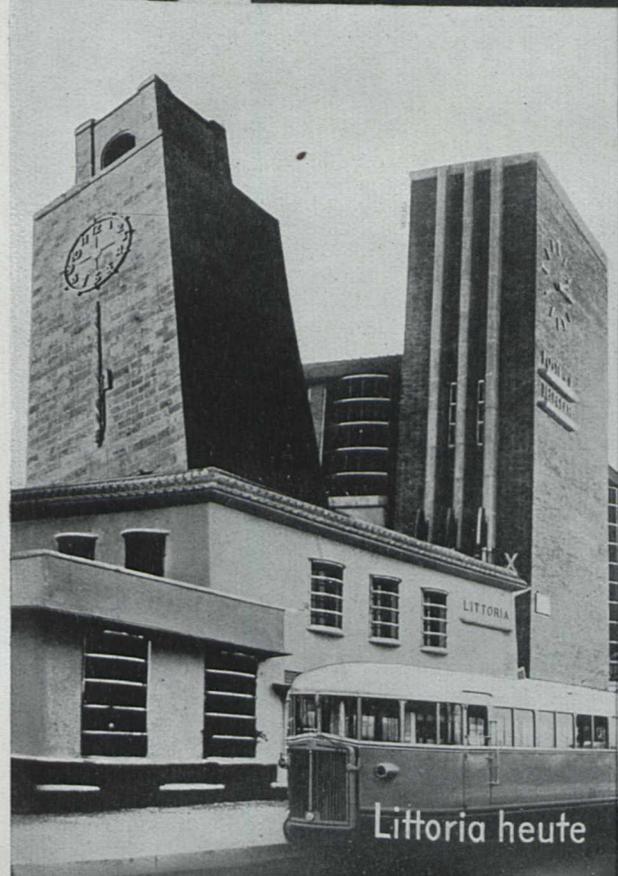
Das Bild des Faschismus wäre unvollständig, wollte man seine Jugendorganisation, die Ballila, übergehen. In Städten und Dörfern kann man ihr begegnen. Gewehr im Arm, stehen die Jungen vor ihren Staatsgebäuden in tadelloser Haltung Posten oder marschieren im Gleichschritt durch die Straßen. Schneidig werden die Ehrenbezeugungen auch den Offizieren der Armee erwiesen und von diesen mit Aufmerksamkeit erwidert. Das ist eben keine Spielerei, sondern eine ernste Angelegenheit. Und diese Jungen werden der-



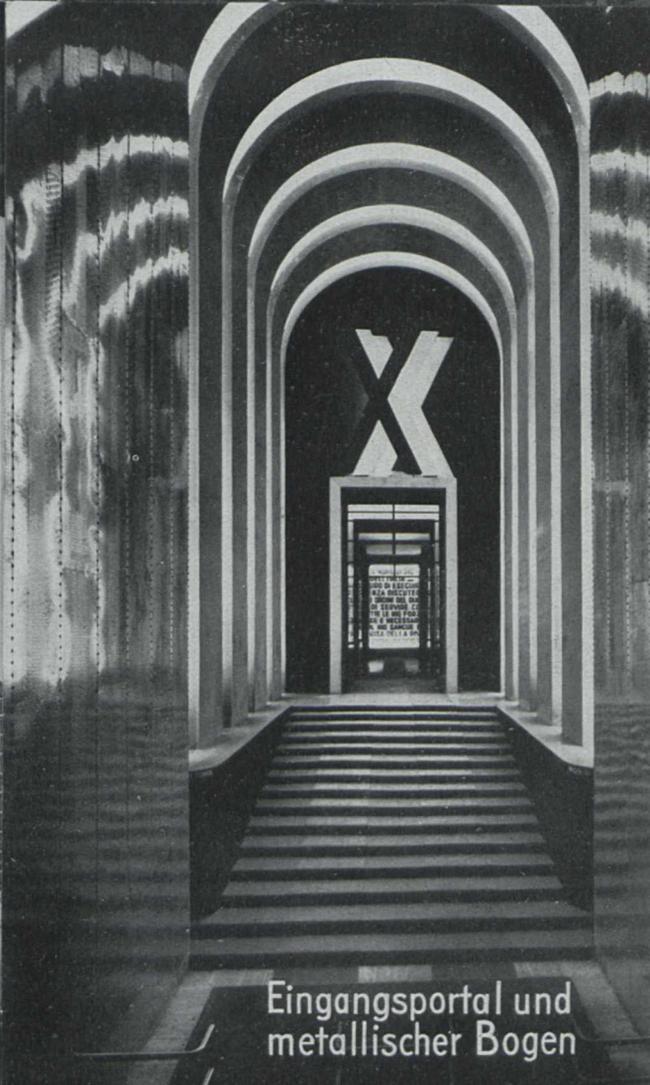
Schau der faschistischen  
Revolution in Rom  
Vorderansicht



Littoria früher.....



Littoria heute



Eingangsportal und  
metallischer Bogen



Die vom Faschismus  
gegründete Stadt: Sabaudia

einst Soldaten werden, Verteidiger des Vaterlandes oder Mehrere seiner Größe. Wie heißt es doch in ihrem Liede?

Dem Freund das Herz,  
Dem Feinde aber Steine.

Was der Faschismus bisher geleistet hat, wird sehr augenscheinlich in der Ausstellung in Rom gezeigt, die aus Anlaß der zehnten Wiederkehr des Befreiungstages veranstaltet wurde. Der Marsch auf Rom war das Janal für den Anbruch einer neuen Zeit und einer weltpolitischen Neuordnung. In geschicktester Anordnung wird hier die Entwicklung aufgezeigt, die das faschistische Italien in den letzten zehn Jahren genommen hat. Viele Hunderttausende, vielleicht Millionen von Besuchern, haben die Ausstellungsräume durchwandert und ein paar Stunden Anschauungsunterricht genossen. Ihnen allen ist bewußt geworden, daß der Faschismus keine leere Idee, sondern die neue Lebensform eines Volkes ist.

Ein neckischer Zufall spielt mir gerade jetzt, da ich diese Zeilen schreibe, eine Schrift über den Faschismus in die Hand. Sie ist schon im Jahre 1924 entstanden, also wenige Monate nach dem Marsch auf Rom. Der nichtarische Verfasser machte im Auftrage seines Verlages eine „Studienfahrt“ nach Italien, befragte hier und dort einen Bekannten nach seiner Meinung, es waren durchweg Gegner des Faschismus, und schrieb alles hübsch der Reihe nach nieder. Es ist ergötlich zu lesen, mit welcher Geringschätzung er von seinem liberalistischen Standpunkt aus den Faschismus beurteilt und welcher kurze Lebensdauer mit nachfolgendem klang- und sanglosen Untergang er ihm voraussagt. Das gerade Gegenteil ist eingetreten. Der bodenwüchsige Nationalismus ist nicht von dem demokratischen Internationalismus vernichtet worden, er hat seinen Siegeslauf angetreten durch die Welt.

# Kampfbund für Deutsche Kultur

## Der Grundstein für eine deutsche Volkskultur

Kampfbund für Deutsche Kultur und Deutsche Bühne als NS.-Kulturgemeinde in der Gemeinschaft „Kraft durch Freude“.

Auf Anordnung des Beauftragten des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung der Partei und aller gleichgeschalteten Verbände sowie des Werkes „Kraft durch Freude“, Pp. Alfred Rosenberg vom 6. Juni d. J. werden der „Kampfbund für deutsche Kultur“ mit den ihm korporativ angeschlossenen Verbänden und der Reichsverband „Deutsche Bühne“ in einer Organisation vereinigt. Diese Organisation führt künftig den Namen: „Nationalsozialistische Kulturgemeinde“. Zum Leiter der „NS.-Kulturgemeinde“ wurde von Alfred Rosenberg Pp. Dr. Walter Stang ernannt, der im Einvernehmen mit dem Stabsleiter Alfred Rosenbergs Pp. Gotthard Urban, die für die Neuorganisation notwendigen Maßnahmen zu treffen und durchzuführen hat. Nachdem bereits durch Verfügung des Stellvertreters des Führers Pp. Rudolf Heß vom 26. Mai 1933 bzw. 11. April 1933 der „Kampfbund für deutsche Kultur“ als die von der NSDAP. zu fördernde Kulturorganisation und der Reichsverband „Deutsche Bühne“ als einzige Theaterbesucherorganisation für die NSDAP. anerkannt worden waren, übernimmt die „Nationalsozialistische Kulturgemeinde“ daher die kulturpflegenden Aufgaben beider Verbände und die Organisation des Besuches künstlerischer Veranstaltungen, insbesondere des Theaters. Die „NS.-Kulturgemeinde“ wird körperchaftlich in die Organisation „Kraft durch Freude“ angeschlossen.

Alfred Rosenberg hatte bereits bei seiner Anwesenheit in Breslau während der „Schlesischen Kulturtag“ die Neuorganisation in großen Umrissen angekündigt. Die Verfügung Alfred Rosenbergs, die nunmehr aus dem „Kampfbund für deutsche Kultur“ und der „Deutschen Bühne“ eine einzige Form schafft, wird der in beiden Organisationen wirkenden organischen Idee gerecht. Der körperchaftliche Anschluß der „NS.-Kulturgemeinde“ an die Organisation „Kraft durch Freude“, die heute 30 Millionen Menschen umfaßt, wird in außerordent-

lich fruchtbarer Weise dazu beitragen, die deutsche Kultur in den breiten Massen des Volkes zu verankern. Die Verfügung Alfred Rosenbergs ist ein entscheidender Schritt zur Fundierung der nationalsozialistischen Weltanschauung in allen Schichten des deutschen Volkes.

## Auszeichnung für Bürgermeister Schönwälder

Anläßlich der Eröffnung der Kunstausstellung im Poelzigbau „Deutsche Kunst in Schlesien“ am Sonntag, den 10. Juni 1934, durch Oberpräsident, Gauleiter Helmuth Brückner, wurde dem Landesleiter des Kampfbundes für deutsche Kultur, Bürgermeister Schönwälder, die Uniform eines Amtslleiters der Gauleitung Schlesien der NSDAP. verliehen, in Anbetracht dessen, daß die Initiative und tatkräftige Durchführung der „Schlesischen Kulturtag“, die die Aufmerksamkeit des gesamten kulturellen Deutschlands auf Schlesien gelenkt haben, von Bürgermeister Schönwälder ausgegangen ist. Verlag und Schriftleitung der „Schlesischen Monatshefte“ beglückwünschen Bürgermeister Schönwälder, den unermüdlchen Vorkämpfer für die Schaffung einer neuen deutschen Kultur in Schlesien, zu dieser ehrenvollen Auszeichnung.

## Winterveranstaltungen des Kampfbundes für deutsche Kultur, Breslau 1934/35

1. Vortragskreis:
  - 7 Vorträge, für die nachstehende Redner gewonnen werden sollen:
    - I. Weltanschauung.
      - a) Aufbau des Staates auf weltanschaulicher Grundlage.  
Redner: Kultusminister Sch em m.
      - b) Was besagt der Totalitätsanspruch der nationalsozialistischen Weltanschauung?  
Redner: Ernst R r i e c k.
    - II. Kunst und Wissenschaft.
      - a) Deutsche Geistesgeschichte vom Blickpunkt des Nationalsozialismus.  
Redner: Reichsleiter Alfred R o s e n b e r g.
      - b) Das Ringen der deutschen Seele um künstlerische Formwerdung in 2000 Jahren.  
Redner: Dr. Walther S c h u l z.

- c) Die rechtlichen Grundlagen des Dritten Reiches.  
Redner: Prof. Dr. Walz.
- d) Rasse und Kultur.  
Redner: Hans F. R. Günther.
- e) Vorgeschichtliches aus Schlesiens.  
Redner: Prof. Dr. Hans Seger.

## 2. Musikkreis:

- 1. 9. Symphonie . . . . . Beethoven  
Deutscher Chor / Schlesijsche Philharmonie.  
Dirigent: Karl Schmidt-Walden.
- 2. Weihnachtsoratorium . Rich. Weß.  
Deutscher Chor / Gau-Symphonie-Orchester.  
Dirigent: Dr. Walther Schulz.
- 3. Festkonzert.  
Anlässlich des 60. Geburtstages von Richard Weß.  
Dirigent: Karl Schmidt-Walden.
- 4. Das deutsche Lied.  
Deutscher Chor / Sing-Akademie.
- 5. Der deutsche Tanz.  
Philharmonie / Ballett oder Breslauer Tänzerinnen / Volkstanzgruppe.
- 6. Musik und Tanz künden deutsche Vergangenheit.  
Alte Instrumente / Historische Kostüme / Tänze / Landsknechtlieder / Biedermeier / Rokoko usw. / Kammertrio / Deutscher Chor / Tanzgruppe.
- 7. Gastkonzert eines berühmten Orchesters.  
Reichsymphonie-Orchester / Berliner Philharmonie.
- 8. Kammermusik.  
a) Dresdner Streichquartett.  
b) Gewandhaus-Quartett.  
c) Breslauer Klaviertrio.
- 9. Kammertrio alter Instrumente.  
2 Abende.

## 3. Buchkreis:

(Das deutsche Buch).

Die bereits im Winter 1933/34 erfolgreich begonnenen Vespstunden werden inhaltlich ausgebaut und allsonntäglich von 11—13 Uhr durchgeführt.

Deutsche Dichter lesen aus ihren Werken:

- 1. Hans Grimm.
- 2. Friedrich Griese.
- 3. Hans Friedrich Blunck.
- 4. Hans Christoph Raergel.

## 4. Kulturabende:

- 1. Ostland!
- 2. Im Winter, wenn's oft stürmt und schneit!
- 3. Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt!
- 5. Kultur im Film.  
In Zusammenarbeit mit der Landesfilmstelle Ost werden auf Veranlassung des RfdR. einige besonders wertvolle Kulturfilme zur Vorführung gelangen.
- 6. 5 Abende zur Förderung junger Künstler:  
Musik, Gesang, Tanz.
- 7. Ausstellungen:  
Weihnachtsausstellung schlesischer Künstler in der Kunsthalle am Christophoriplatz.

## Kampfbundarbeit in der Provinz

An den „Schlesischen Kulturtagen“ nahmen die Ortsgruppen- und Stützpunktleiter in der Provinz, sowie zahlreiche schlesische Kampfbundmitglieder teil. In den kommenden Sommermonaten wird vor allem die Mitgliederwerbung intensiv fortgeführt werden. Ortsgruppen des Kampfbundes bestehen bereits außer in Breslau in: Beuthen OS., Bunzlau, Gleiwitz OS., Glogau, Görlitz, Grünberg, Hindenburg OS., Kreuzburg OS., Piegritz, Oppeln OS., Ratibor OS., Reichenbach, (Eule), Rothenburg O.L. und Schweidnitz. Stützpunkte bestehen in: Landeck, Neusalz (Oder), Neisse und Ujest OS.

Jeder Schlesier, der Anteil nimmt an dem Aufbau einer deutschen Volkskultur in seiner Heimat, trete der Ortsgruppe oder dem Stützpunkt des „Kampfbund für deutsche Kultur“ in seinem Heimatort bei. Br.

## Kunstaussstellung „Deutsche Kunst in Schlesiens“

Poelzigbau (Messelgelände)

Die überaus sehenswerte Ausstellung, die einen umfassenden Überblick über das künstlerische Schaffen unserer schlesischen Heimat gibt, bleibt bis zum 15. Juli geöffnet. Öffnungszeit täglich, auch Sonntags von 10 bis 19 Uhr. Eintritt RM. —,20.

# Der schlesische Rundfunk

## Sendungen, die das Neue weisen

### Von der Arbeit des Reichsenders Breslau

Hans Riegler, Saufunkwart  
Intendant des Reichsenders Breslau

Wir leben in einer Zeit des rastlosen Fortschrittes auf allen Gebieten des menschlichen Lebens. Was gestern noch scheinbar die Welt aus den Angeln zu heben schien, wird heute als selbstverständlich und alltäglich hingegenommen. Soweit diese Tatsache das technische Gebiet berührt, wäre nichts weiter dagegen einzuwenden. Man muß sich eben damit abfinden.

Die Vergesslichkeit des Menschen erstreckt sich aber auch auf Dinge, die man nicht lange genug immer und immer wieder den Menschen in das Gedächtnis zurückrufen kann; das sind die Ereignisse und Taten der vergangenen 14 Jahre. Wenn heute die Partei antritt zum Kampf gegen Miesmacher und Rörgler, so deshalb, weil viele die marxistische Systemwirtschaft der Nachkriegszeit bereits vergessen haben und daher nicht mehr abschätzen können, was in den vergangenen Monaten der Regierung Adolf Hitlers geschafft worden ist. Bei den ersten Taten und Maßnahmen des Führers horchte man auf und gab seiner Freude und Hoffnung unverhohlen Ausdruck. Als es aber so weiter ging, als täglich die Zeitungen immer und immer wieder meldeten, daß da eine Fabrik aufgemacht und dort wieder eine Grube die Tore geöffnet hatte, daß täglich die Millionen-Armee der Arbeitslosen um Tausende, Zehntausende, ja Hunderttausende kleiner wurde, da stumpfte man auch dagegen schon ab und nahm diese Erfolge als glatte Selbstverständlichkeiten hin. Es wurde nicht die Zeit vor dem 30. Januar 1933 mit der Zeit danach verglichen, sondern die Menschen wurden oberflächlich, vergaßen die 14 Nachkriegsjahre überhaupt und fingen an, die Tage, Wochen und Monate der Regierung Adolf Hitlers untereinander und miteinander zu vergleichen.

So geschieht es auch mit den Taten des nationalsozialistischen Rundfunks. Es sei mir daher gestattet, einmal aufzuzählen, was in den kurzen Monaten unserer Tätigkeit Neues und vor allen Dingen — gegenüber früher — Grundverschiedenes geschaffen worden ist.

Gleich nach unserer Machtübernahme glaubte man, durch das Spielen von Märschen und nationalsozialistischen Kampfliedern, seine nationale Zuverlässigkeit unter Beweis zu stellen. Dies wurde jedoch bald vereitelt. Was nun? — Da man nichts Neues hatte, machte man also im alten Schlendrian weiter. Als Sendeleiter war es köstlich zuzuschauen, wie man versuchte, ein nationalsozialistisches Sendeprogramm aufzustellen und doch keins fertigbrachte. Nach einer Rücksprache mit Pg. Drexler-Andres unternahm ich im Mai 1933 den ersten Vorstoß durch einen Artikel im „RS.-Funk“:

„Wir wollen im Rundfunk den  
„Arbeiter nicht vergessen!“

Schluß mit dem bürgerlichen Schmus in den Sendungen und her mit der ehrlichen, harten und ausdrucksstarken Sprache des deutschen Arbeiters, das war meine Forderung.

Im Juni 1933 kam die erste Sendung in der von mir eingerichteten Sendereihe „Arbeiter! Hör zu!“ zustande, unter dem Titel „So singt und spricht der Arbeitermann“. Gleich darauf folgte im Juli als „Stunde der Nation“ ein Hörspiel von Peter Hagen „S.A.-Kamerad Tonne“, von Gerhard Menzel „Das Stauwerk“. Diese Sendungen schlugen ein; die Arbeiter schrieben mir, daß dies der richtige Weg wäre, und so fuhr ich fort mit „Nieder der Arbeiter, Bauern und Soldaten“. Ich holte mir die Arbeiter selbst in den Sendesaal und im August folgte eine musikalische Sendung „Arbeiter musizieren“.

Zum größten Teil waren diese Sendungen alle Versuche, die Hauptache war aber, daß überhaupt erst einmal ein Anfang gemacht wurde. Die Mitarbeiter mußten ja erst gesucht und gefunden werden. Heinz Bierkowski schrieb in unserem Auftrage das Hörspiel „Der Platz an der Maschine — Arbeiter Nr. 602“; Walter Kühn schrieb für die Stunde der Nation „Der Arbeiter und das Reich“ und „Vom Ringen des deutschen Handwerkes“, desgleichen Ernst Johannsen: „Wenn die Fabrikfirene heult“, eine Sendung von der Feierabendgestaltung. Es folgte „Der Vandarbeiter hat das Wort“. Aber nicht nur der Arbeiter der Faust,

sondern auch der Arbeiter der Stirn wurde gebührend berücksichtigt. „Stätten geistiger Arbeit“, Funkberichte aus medizinischen Instituten, aus den Ateliers von Malern und Bildhauern usw., „Das Hohelied von der Arbeit und dem Arbeiter“, eine Hörfolge über „Die Toten der Arbeit“; als „Stunde der Nation“ eine Sendung über die Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen unseres Führers „Volk an der Arbeit“ und „Arbeiterfrauen im Kampf des Alltags“. Um diese Aufzählung vollständig zu machen und um an den Titeln zu zeigen, von was für verschiedenen Seiten aus wir an das Problem herangegangen sind, seien noch die Sendungen erwähnt „Von der Kommune zu den Nazis“ und vor wenigen Wochen erst als „Stunde der Nation“ das Hörspiel „Ein Trupp SA.“

Auch im Systemrundfunk gab es Sendungen für den Arbeiter, gewiß, nur mit dem Unterschied, daß dort abwechselnd die Bonzen und Sekretäre der marxistischen und christlichen Gewerkschaften trockenes und totes Zahlenmaterial anbrachten, das sich kein Arbeiter anhörte. In unseren Sendungen jedoch waren die Manuskriptverfasser selbst Arbeiter und Arbeiter waren auch die Mitwirkenden. Mit unseren Sendungen wollten wir dem Arbeiter zeigen, daß er im nationalsozialistischen Staat ein wichtiges Glied der Volksgemeinschaft ist und daß nicht nur sein hungriger Magen gestillt werden muß, sondern auch sein hungriges Herz und seine hungrige Seele.

Wir wollten weiter so manchem überheblichen Bürger Eindruck vermitteln von der Schwere der Arbeit eines Handarbeiters, zu diesem Zweck führte ich die Sendereihe „Das ist der deutsche Arbeiter“ ein. Erwähnt seien hier nur als „Stunden der Nation“ die Sendung „Schiff unter Dampf“, in der die Arbeit eines Seemaschinisten und Kesselheizers geschildert wurde und „D 40“, ein Hörwerk aus dem Betriebe der Reichsbahn, von der Arbeit eines Lokomotivführers und Heizers. Die Manuskripte dafür schrieb der Ingenieur Ludwig Püttjohann.

Unter dem Titel „Arbeiter und Arbeiterführer sprechen“ lief daneben von Juni 1933 bis Mitte November 1933 eine Vortragsreihe, mit wöchentlich je einem Vortrag, in der nur wirkliche Arbeiter und Arbeiterführer vor das Mikrophon kamen.

Seit Juni 1933 erscheinen jeden Sonnabend im Funkhaus zwei Typen aus dem Volke, namens „Maxe und Paule“, ergreifen unangemeldet in der Pause des Nachmittags-

konzertes das Wort und erzählen von dem, was sie in der Woche erlebt haben, was der „frühere“ SPD.-Mann Müller beim kleinen Kaufmann über die Margarinepreise gemekelt hat, und widerlegen alles das, was Rörgler und Miesmacher ihnen in die Ohren blasen wollten. Diese beiden kennt heute in Schlesien jeder Rundfunkhörer, ein Beweis für die Popularität von Maxe und Paule.

Der schlesische Sendebereich ist nicht nur landwirtschaftlich (Oder-Ebene, Hügelland, Mittel- und Hochgebirge) äußerst vielseitig, sondern auch in ständischer und bevölkerungspolitischer Hinsicht. Vom Bergarbeiter in Oberschlesien und Waldenburg, über den Arbeiter in Ziegeleien, Glashütten, Glasschleifereien, Bauarbeiter, Oderschiffer, Landarbeiter ist alles vertreten, dergleichen beim Bauern, vom kleinen Gebirgsbauern über den Stellenbesitzer, Mittel- und Großgrundbesitz zum Latifundienbesitz.

Die schlesische Bevölkerung besteht zu 50 Prozent aus Bauern und zu 50 Prozent aus Arbeitern. In Anbetracht dieser Tatsache war es nur selbstverständlich, daß neben der Sendereihe „Arbeiter! Hör zu!“ noch die Sendereihe „Bauer! Hör zu!“ geschaffen wurde. Der Bauer ist ja nicht nur für den Rundfunk allein dadurch zu gewinnen, daß wir für ihn nun täglich die Wettervorhersage, die landwirtschaftlichen Preisberichte und hin und wieder einen fachwissenschaftlichen Vortrag eines Oberlandwirtschaftsrates bringen, sondern, da der Nationalsozialismus die Parole: „Blut und Boden“ vertritt, mußte auch der Bauer von der kulturellen Seite her gewonnen werden.

Im Juli 1933 brachte ich eine Hörfolge heraus, unter dem Titel „Eine nachdenkliche Stunde für den Landmann“. Es folgte ein Hörspiel „Kampf um die Scholle“ von Heinrich Bauer, dann im September die Sendungen „Kartoffelfeuer“ und „Vom bäuerischen Glauben und Aberglauben“. „Dorf im Winter“, Funkberichte von der Betätigung und Geselligkeit des Bauern in den Wintermonaten, sowie die Hörfolge „Eigen Land“ zeigen, daß alle Gebiete des bäuerischen Lebens, soweit wie zugänglich, geschildert wurden. Als „Stunde der Nation“ sandten wir das Hörspiel „Das Spiel vom deutschen Ackermann“ von Ernst Raienburg und im Februar 1934 „Der Bauernbrief des Jahres 1933“ von Friedrich Griefe. Am kommenden 1. Juli bringt der Reichsfunksender Breslau einen „Tag des schlesischen Bauern“. Das Mikrophon soll an diesem Tage den Bauer auf all seinen Gängen, vom Frühaufstehen bis zum Schlafengehen, begleiten.

Als dritte große Sendereihe wurde dann noch die „Stunde des Soldaten“ geschaffen. Arbeiter, Bauern und Soldaten bilden die Fundamente des neuen Staates, und Erziehung zur Wehrhaftigkeit kann kein Institut besser betreiben, als der nationalsozialistische Rundfunk. Zwei Sendungen seien hier nur kurz erwähnt, und zwar eine literarisch-musikalische Hörfolge „Rauh, aber herzlich“ und Erzählungen von „drei deutschen Soldatengenerationen“.

Wir haben damit nicht nur den ehemals aktiven Soldaten die Erinnerung an ihre vergangene Dienstzeit aufgefrischt, sondern wir haben damit vor allen Dingen der Jugend Liebe und Lust zum Soldatsein vermittelt.

Wir Nationalsozialisten haben immer die Parole verfolgt:

„Mit dem Volk,  
Durch das Volk,  
Für das Volk!“

Das war in der Zeit des Kampfes so und ist auch heute nach der Machtübernahme so geblieben. Während im liberalistisch-marxistischen Rundfunk die Intendanten mit ihrer Mitarbeiterschaft sich in die Senderräume einschlossen, da sie fürchteten, bei einem evtl. öffentlichen Auftreten vor ihrer Hörerschaft unfreundlich empfangen zu werden, so zog bei unserer Einkehr in die Funkhäuser eine frische Brise durch die muffigen Räume und das Mikrophon wurde herausgeholt. Wir alle kamen ja selbst aus dem Volke und wir wußten genau, daß unsere Arbeit nur geleistet und unsere Sendungen immer nur lebendig und volksnahe gestaltet werden können, wenn wir recht oft mit dem Volk in Berührung bleiben.

Aber nicht nur die Parole: „Mit dem Mikrophon unter das Volk“, sondern auch das Ziel, die fremden NiggerSongs und die Jazzmusik aus dem alten Rundfunk zu verdrängen, veranlaßten mich, das sogenannte „Offene Singen“ einzuführen.

Bereits im Juni 1933 stellten wir das Mikrophon auf den Schloßplatz im Zentrum von Breslau auf und warteten auf die Angestellten, Arbeiter, Stenotypistinnen, Büroboten, Verkäuferinnen usw., die gerade die Büros und Geschäfte verließen. Siehe da, es wurde eine ganze Menge. Wir verteilten lose Blätter, auf denen die Texte der Pieder gedruckt waren, die nun mit unserem Menzel-Willem einstudiert wurden. Nicht nur die vor dem Mikrophon Versammelten hatten ihren hellen Spaß und ihre große Freude an dieser neuen Sendereihe, sondern — wie Hunderte von Zuschriften bewiesen — auch die Zuhause-Gebliebenen, die am Lautsprecher saßen, hörten begeistert mit. Wir

gingen nun in sehr kurzen Abständen immer und immer wieder auf den Schloßplatz oder hinaus in den Scheiniger Park oder — wenn es regnete — in den großen Konzertsaal zu Breslau, auch hinaus in die Gaststätten der ehemaligen Kommunistenviertel, und überall fanden wir langeschneidene Volksgenossen. Wir blieben aber nicht nur in der Großstadt, obwohl gerade hier diese Volksliedarbeit am tatkräftigsten gefördert werden mußte, denn hier war ja der Schlager bereits zum Volkslied geworden, sondern wir gingen hinaus in die Provinz, in die Kreisstädte, auf die alten Marktplätze, an die Brunnen und unter die Linden, wir gingen in die Lager der Arbeitsdienstfreiwilligen und haben so in dem vergangenen Jahre auf dem Gebiete des Volksliedes eine Arbeit geleistet, die, kulturell betrachtet, von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung ist.

Neben diesen Stunden, an denen sich hauptsächlich die Erwachsenen beteiligten, richtete ich dann noch an den Sonntag-Vormittagen, besonders für die Jugend, die Sendereihe „Schlesische Jugend singt und spielt“ ein. Das Mikrophon wanderte Sonntagvormittags hinaus in die Kreisstädte, und die verschiedensten Schulen dieser Städte sangen und musizierten unter ihren Leitern, daß es für die Zuhörer eine Lust war. Es stellte sich bald eine gesunde Konkurrenz zwischen diesen Schulen ein.

Durch den großen Erfolg ermutigt, habe ich dann zu Beginn des Winters als Fortsetzung des „Offenen Singens“ unsere „Öffentlichen Volkstanzabende“ eingeführt. Die Singe- und Tanzkreise der HJ., des B.M., der S.M., Spielscharen und der Jugendbewegung, wurden für diesen Plan gewonnen und im September 1933 erlebten wir im großen Konzerthausaal zu Breslau den ersten Abend. Die Mädels und Jungen erschienen nicht im Frack, Zylinder und Gesellschaftskleid, sondern in der freien und lustigen Tracht, die das Tanzen zu einer Erholung und Freude macht. Es ging ja zwar zu Beginn etwas drunter und drüber, aber allmählich kam Ordnung in das bunte Gewimmel und es wurden auch diese Volkstanzabende, die ebenfalls später in der Provinz draußen fortgesetzt wurden, ein voller Erfolg. Wir haben es sogar unternommen, aus schlesischen Dörfern Bauernjugend, die noch heute die Tracht ihrer Vorfahren tragen, nach Breslau zu holen, um der Großstadtjugend in ihren Trachten ihre alten Volkstänze vorzutanzten zu lassen.

Neben diesen drei neuartigen Sendereihen, kamen nun noch ab Oktober 1933 die Sendungen „Wir fahren ins Land“ hin-

zu. Mit Rind und Regel, vom Saalbiener über Hörspieler, Junkchor, Junkkapelle bis zum Intendanten, zogen wir des Sonnabends oder am Sonntag mit unseren Autobussen hinaus nach Dittersbach, Oels, nach Beuthen OS., Slogau, Bad Alttheide und wie die Orte alle heißen, um Freude und Unterhaltung zu bringen.

Zweierlei wurde damit erreicht, nämlich erstens sahen die schlesischen Hörer die Künstler einmal von Angesicht zu Angesicht, deren Namen sie täglich im Programm lesen, und zweitens kamen die Künstler selbst in allerengsten Kontakt mit ihren Zuhörern. Es ist klar, daß dadurch der Rundfunk zu einem wahren Volksrundfunk werden muß. Die Künstler haben es freudig begrüßt, daß ihnen Gelegenheit geboten wurde, den Beifall persönlich einzubeißen, den sie sonst im Sendesaal nie hören können.

Diese Abende in der Sendereihe „Wir fahren ins Land“ sind keine gewöhnlichen bunten Abende, wie man sie von früher her kennt, sondern sie stellen etwas ganz Neues dar. Wir lassen für einen solchen Abend besondere Manuskripte schreiben und evtl. auch eine besondere Musik dazu komponieren, um ja immer nur recht abwechslungsreich zu sein.

Doch nicht nur mit den Erwachsenen wird „Ins Land gefahren“, sondern auch der Kinderfunk des Reichsenders Breslau macht „Fahrten ins Land“. Hauptächlich suchen wir uns bei diesen Fahrten ins Land die ärmlichen Gegenden und Grenzlandbezirke aus, weil dort die Freude zur Bewältigung des schweren Vaseinkampfes besonders gebraucht wird. Unsere Junkkinder fahren in das Waldenburger Kohlenrevier nach Gottesberg und Neurode und in den Grenzkreis nach Groß Wartenberg.

Der Grenzlandsender Breslau hat es in den vergangenen Monaten seiner Tätigkeit — und wird es auch in Zukunft — als seine Hauptaufgabe angesehen, den Volksgenossen im Reich ein Bild von der landschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Struktur unseres schönen Schlesiens zu vermitteln. Mehr denn je muß gerade heute der Blick nach dem Osten gerichtet werden. Hier liegt ja die Zukunft des neuen Deutschlands. So wurde im Juli 1933 als „Stunde der Nation“ die große Sendung „Der Ruf aus dem Osten“ herausgebracht und im August ebenfalls als „Stunde der Nation“ eine Hörfolge von dem Strom des deutschen Ostens unter dem Titel „Die Oder entlang“.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß an den Grenzen Schlesiens Millionen deutscher Volksgenossen sitzen. Es ist unsere Pflicht,

sie im Sendeprogramm zu berücksichtigen. Im März 1934 wurde als Auftakt für weitere Sendungen gleicher Art ein großer Heimatabend für die Schlesier im Reich veranstaltet „Hier spricht Schlesiens!“. In den Großstädten des Reiches hatten sich die Schlesier in Sälen zusammengefunden, um diese Sendung vom Heimatsender Breslau abzuhören. Es folgten die Sendungen „Hier spricht Österreich“ im April 1934 und „Hier spricht Sudetendeutschland“ am 10. Juni 1934.

Neben diesen Abendveranstaltungen bringen wir an jedem Sonntag unter dem Titel „Wir zeigen dir Schlesiens“ Junkberichte aus berühmten schlesischen Bädern und Kurorten.

Wer diese Ausstellung unserer geleisteten Arbeit in den vergangenen Monaten aufmerksam zur Kenntnis nimmt, wird ohne weiteres feststellen können, daß die Arbeit des Reichsenders Breslau nach drei großen Gesichtspunkten sich vollzieht.

1. Weg mit dem Spezialistentum! Weg mit gelehrten, vom Volk nicht verstandenen Vorträgen und dafür mehr Berücksichtigung des schaffenden Menschen im allgemeinen und des Arbeiters im besonderen in unserem Sendeprogramm.

Es gilt, ein neues Arbeitsethos zu schaffen, und wir wollen seine Wegbereiter sein.

2. Immer lebendig und immer volksnahe bleiben!

Mit dem Volk singen, lachen und tanzen!

Der Kampf vieler Volksgenossen ist heute so schwer, daß er nur durch Freude und Unterhaltung leicht gemacht werden kann.

Sie wollen aber nicht diese Freude und Unterhaltung in geschraubten und intellektuellen Formen vorgefetzt bekommen, sondern in ihrer Art.

3. Erhaltung deutscher Art und deutschen Wesens im Grenzland und Vermittlung der Kenntnis über diese Art und dieses Wesen allen Volksgenossen im Reich.

Auf dieser Grundlage hat der Reichsender Breslau gearbeitet und große Erfolge zu buchen gehabt. Sollte die eine oder die andere unserer neu geschaffenen Sendungen noch nicht die richtige Form gefunden haben, so glauben wir, daß es nicht in erster Linie auf die Form, sondern auf den Inhalt ankommt.

Der Reichsender Breslau will Stoßtrupp und Bahnbrecher sein.

Die kommenden Monate werden dazu dienen, das bis jetzt Angeregte und Neugeschaffene auszubauen und zu vervollkommenen.

# Theater in Breslau

## Oper

### Stadttheater

#### „Josephslegende“ und „Feuersnot“

Die Legende zeigt uns zwei Welten, schroff einander gegenübergestellt. In einem Rahmen erstarrten Goldes, bis zur Unfruchtbarkeit geronnenen Prunks, überzüchteter, krankhafter Sinne, schwüler Erhitztheit und sadistisch wollüstigen Rausches — in diesen Rahmen tritt ganz unvermittelt das Reine, Keusche, Ekstatische und Junge. Das ist ein uraltes, ewig gültiges Bild: menschlicher Prunk entfesselter Eriebhaftigkeit — und die herbe, starke und allein durch ihre Unbeflecktheit allen maskenhaften Prunk mit einer Handbewegung vernichtende Reinheit. Die Autoren der „Josephslegende“ haben dieses Symbol in dem Spiel Joseph zu Potiphar's Weib zu kristallisieren gesucht. Haben ein Bild gemalt, haben Farben aufgetragen, in dick geronnenem Öl, haben Figuren pomphaft und bunt in den Raum gestellt, eine ganze Arena strotzender Schwüle geschaffen. Und haben auch versucht, das Symbol vom Elementaren ins menschlich Ausstrahlende zu steigern. Man nennt diese „Josephslegende“ oft eine tönende Kulisse. Ich weiß nicht, ob das ganz richtig ist. Das menschliche Exempel ist hier nicht ohne weiteres auf schlichte, posenlose Art zu lösen. Es ist Symbol — und bleibt Symbol. Ist ein Albtraum, der sich immer mehr in hysterische Besessenheit hineinsteigert — ist der Ansturm der hohlen, in sich selbst ausgeglühten Maske gegen das Reine, das nur durch sein Erscheinen das Maskenhafte im Grunde kraftlos macht. Ist Luzifers Sehnsucht nach dem Sturz — die Sehnsucht nach dem Wahren und dem Schönen und dem Göttlichen, das er doch niemals fassen kann. Das er umwirbt, und das er, als er seine Ohnmacht spürt, in blind ausbrechender Wut vernichten will. Und dem er doch verfallen ist — wie alles Böse nur als Umkehrung des Guten diesem Guten ewig verkettet ist — und ihm am Ende unterliegt. Nach ewigem Geßet. Daß aber der Grund, aus dem dieses Symbol aufsteigt, bis zur letzten künstlerischen Konsequenz fast grausam nackt und handgreiflich gezeichnet ist, daß es da steht wie eine üppige tropische Blume, schwer von Düften und krank von seiner eigenen Wollust — um dann wie ein Kartenhaus zusammenzustürzen, genau wie das, was es ja ist: wie eine grellbemalte, üppige Kulisse — das ist ja grad

der Sinn des ganzen Spiels. Und der höhere Sinn des Symbols, das ewig gültig dahinter steht.

Richard Straußens Musik löst das Ganze in ein fantastisches Leuchten auf, hüllt es wie in einen zauberhaften, prunkenden Teppich ein, stellt Schwüle Jackeln neben reinbrennendes Licht. Es gibt keinen anderen, der diesen Stoff in Musik auflösen könnte. Der ein so rasend wildes, schmerzlich entzücktes Lied der Sehnsucht zu singen vermöge. Genau so wie Elektra — zu der hier manches hinneigt. Es ist schön, daß Strauß die Figuren über den Textvorwurf hinaus musikalisch tiefer, stärker, atmender erfaßt. Daß er sie gleichsam von einer gewissen psychologischen Überspiztheit fort mehr menschlich, mehr nach Blut und Atem schuf. Rein ästhetisch ist es gewiß grad in diesem Falle mehr Illustration, mehr Beleuchtung, mehr von außen nach innen erhellet. Und doch: diese Strahlung ist fantastisch. Sie ist ein Meer von Klang, ein ornamentales Phänomen berausender Pracht.

Dieses Ornamentale ist das Tänzerische. Und hier beginnt die Gefahr. Denn selten wie ein anderes Werk verlockt die äußerliche Geste hier zu einer reinen Sinnenergie. Das Werben der Frau des Potiphar ist jedoch keine Sinnlichkeit in gewöhnlichem, konkretem Sinne. Es ist die Sehnsucht nach dem Guten, gewiß im Sinnlichen ausgedrückt, da dieser äußerlich so prunkende und innerlich so arme Mensch in nichts anderem als Sinnlichkeiten denken kann. Aber dieses Sinnliche steigt hier aus einer seelischen, nicht körperlichen, plötzlich aufgebrochenen Inbrunst auf. Und hier beginnt damit auch der Irrtum Dr. Siegmund Skraups, dessen Einstudierung eine Orgie der körperlichen Sinne ist. Das aber geht nicht, das heißt die gerade Umkehrung des Werkcharakters. Die Frau des Potiphar (Grete Groß) wird so zu einer brutal obzönen, lüstern schleimigen, sinnlich zitternden Figur. Muß damit alle anderen Linien mit verzeichnen, da sie ja der Ausdruckswille dieses anderen ist. Statt die Figur auf eine fast entmaterialisierte Ebene zu heben, sie schön zu lassen trotz aller ihrer Stut, weil ja die Sehnsucht auch in ihrem Irren an sich noch einen Funken Schönheit besitzt — wird sie zu einem abstoßenden, ja widerlichen und perversen Fieber der Wollüstigkeit. Wo es zu mildern galt, wurde regielich verstärkt, verdickt, vergrößert, vom Innerlichen instinktos ins

Außerliche gedreht, die Dramatik bis zum Äußersten getrieben. Schade um diesen Irrtum. Und Schade um eine für Grete Groß lang erhoffte und nun verpaßte Gelegenheit. Der einzige lichte Punkt ist Kurt Kern, der mit seinem Joseph das erste größere Zeugnis seines noch jungen Könnens geben konnte. Gewiß ist noch nicht alles reif, noch nicht alles offen und erschlossen. Und doch wirkt gerade diese etwas herbe, durchaus knabenhafte, fast eigentlich nicht-wissende Note reizvoll und fesselnd. Sein großer Tanz ist von dem kindlichen Erwachen bis zu dem Gott-Suchen und -Finden und dem Zurück-sinken in die Kindlichkeit des Anfangs scharf akzentuiert, organisch aufgebaut, in allen seinen Teilen gesund und fast naturnah empfunden. Seine Religiosität ist erfrischend in ihrer Jugend, und hält sich sorgfältig von aller falschen Pose und Ekstase fern.

Im Sonstigen fand die Regie dankbare Gelegenheiten zu den farbigen und buntbewegten Bildern. Das Problem des Schlusses mit der Erscheinung des Erzengels jedoch mißlang, und befremdete durch die seltsame Verkitschtheit. Das Bühnenbild Professors Wildermanns schöpft nicht das Letzte aus der Atmosphäre. Die Säulen wirken eigenartig atrappenhaft. Franz von Hoeslin am Pult betonte das Schwüle und Triebhafte der einen Welt, ohne die schlichte Einfachheit der andern ganz erreichen zu können. Klanglich war viel Dimension.

Im Ganzen: eine durch irrige Auffassung künstlerisch stark diskutabile Auffassung, die kulturpolitisch kaum zu halten ist. Die Ehrlichkeit dem Kunstwerk gegenüber zwingt das auszusprechen.

Von ganz anderer Art ist die „Feuersnot“. Eine Jugendoper Richard Straußens, kommt sie in allem, in Vorwurf, Stoff, Musik und Art vom Volkstümlichen her. So wie sich ihre Handlung auf eine alte niederländische Sage aufbaut, die Ernst von Wolzogen mit fatten Strichen ein wenig stilisierte, so singt und lacht und sehnt sich die Musik in all dem jungen Impuls der aufströmenden Melodik, unbekümmert und frisch und jauchzend, im Übermut schon fast Till Eulenspiegelhaft, im Sehnsüchtigen auf die Rosenkavalierlyrik hinstrebend. Ein kleines, heiteres Opernwerk außergewöhnlicher musikalischer Qualität. Und das schönste ist an ihm: es ist in allem und in jedem so herrlich draufgängerisch und jung. Was Wunder, da es ja als rechter Bürgerschreck gedacht ist.

Dr. Siegmund Skraup gibt eine lustige, bewegte Szene. Manchmal in der Bewegung fast ein wenig gar zu viel, vor allem in der Hintergrundbewegung, die, wird sie zu stark betont, ablenkt und die Konzentrierung hindert. Das Ganze ist lustig, humorvoll und

wirkungsvoll gebaut. Von dem farbigen und verschnörkelten Bühnenbild Professor Hans Wildermanns geschickt und humorig unterstützt.

Barbara Reizner als Diemut reizvoll mädchenhaft, sehr sorgfältig und sauber im Gesanglichen. Richard Groß als Kunrad lebend und scharf profiliert, mit seiner vollen, fatten, ausdrucksstarken Stimme. Heinrich Pflanzl ein behäbiger und resoluter Bürgermeister. Frieda Elström (Elsbeth), Herta Böhlke (Wigelis) und Herma Kaltner (Margret) wunderhübsch zu sehen und zu hören. Paul Schmidmann ein karikiertes Burgvogt. Und die anderen mit Spaß und Freude bei der Sache.

Geschiedt bringt Franz von Hoeslin die sprühende und neckende Partitur zum Klingen. Und Justus Debelak stellt peinlich sauber studierte Chöre frisch und lebendig auf die Bühne.

### „Liebe auf Reisen“

Diese Operette ist eine freundliche Operette. Alle guten und alle lieben alten und älteren Requisiten sind zu einem netten prähistorischen Kranz verflochten, vom Dollarmillionär bis zur Puzta und von der Luxusjacht bis zum grossenden Rabenvater. Sanft verbrämt durch hamburgisch, kölnisch, ungarisch und USL. Bewegt auf dem prinzipiellen Gipfel der Unmöglichkeiten. Und beschäftigt durch nicht mehr und nicht weniger als dreifach geliebte Liebe.

Richard Frenzel hat den Einfall durch Quantität ersetzt. Es ist ein beängstigendes Kommen und Gehen. Der erste Akt demonstriert ein perpetuum mobile, dessen praktischer Sinn wohlweislich nicht ergründet wird, und dessen Final genau fünf Minuten zu spät und deshalb etwas erschreckend an den schon klassischen Haaren herbeizitiert erschütternd jäh aus den erlassenden Kulissen bricht. Der zweite Akt ergeht sich schon freundlicher auf einer, man sollte es doch nicht für möglich halten — Luxusjacht. Und schließt mit fürchterlichem Weinen. Der dritte bringt dann die scharfsinnige Lösung sehr lieb und treuherzig. Wieso, weiß niemand. Doch das tut ja auch nichts zur Sache.

Man muß schon sagen: der Autor hat sich die Sache hier zumindest etwas bequem gemacht. Es ist ein Rauderwelsch erschreckender Begebenheiten — von denen jedoch keine einzige interessiert. Ehe es eigentlich begonnen hat, ist es schon wieder aus. Und wenn der Vorhang fällt, tut er es, ich kann mir nicht helfen: mit einer spürbaren Erleichterung. Wir haben uns diese Sachen von doppelter und dreifacher Liebe, leicht mondän parfümiert, elegant angezogen, mit

bischen Singen, kein Mensch weiß warum, und bischen Tanzen, kein Herz weiß weshalb, schon weiß es der Himmel zum Überdruß gesehen. Schreibt man sie wieder und wieder und immer wieder aufs neue, so müssen sie wenigstens, soll man nicht gänzlich weinen, Schwung und Temperament und wenigstens ein Milligramm Originalität in der werten Idee besitzen. Oder ist es zuviel, wenn man das verlangt —?

Hartwig von Platen's Musik ist teils von ihm und teils von anderen. Er schreibt ein immerhin ganz raffiniert orchestriertes Orchesterchen, versteht sich auf Effekte. Aber warm — wird man nicht recht dabei. Ein, zwei Melodien gehen einem ein wenig nach — mehr nicht. In den Vorspielen sind kleine symphonische Ambitionen, so ein wenig Behär. Zwischendurch ein paar forschere Rhythmen, nicht immer gerade sanglich. Und ein paar liebhaftere Tyrismen. Alles sehr fleißig und sauber und gelegentlich auch klingend. Aber nie das Originelle und Zupackende und Sekonnte, zum Beispiel eines Rünneke.

Hans Herbert Pudor gebührt der unzweifelhafteste Verdienst, das Letzte an Wirkung und Durchschlagskraft herauszubolen, was nur herauszubolen ist. Er setzt Lichter, streut kleine Einfälle ein, stellt den ganzen dritten Akt kurzerhand ein wenig auf den Kopf. Und gibt dem Ganzen eine Linie, die es immerhin vergnüglich und sommerlich erheiternd macht. Man kann und muß Achtung haben vor einer Inszenierung, die wie diese eine reichlich flügelhabe Sache flügge macht. Pudors kleine Improvisationen sind durchaus keine Mätzchen. Sie sind hier die Blütenchen, die dem sandigen Wege wenigstens den Anschein einer Promenade geben. Ohne sie wär so manchmal Dantes „Göttliche Komödie“ um eine Qual vermehrt. Auch Wolfgang Friebe am Pult gibt eine neue Talentleistung. Sein Sinn für Rhythmen wird immer ausgeprägter, seine geschickte, zupackende Hand für Charakteristiken und seine sorgfältige, saubere Führung sprechen von Begabung und Impuls.

Der Bühne Vielerlei schafft durch einen diesmal wohl wieder ziemlich herben Kampf mit der spröden Muse der Vergnüglichkeit tatsächlich Stimmung, Farbe — und gelegentlich sogar Temperament. Sie geht an das Operettenwerkchen sozusagen mit gefletschten

Zähnen heran. Und die lüttele Sache — die wird ja denn ja auch.

Ellen Pfizner eine Lo, sorgfältig singend, ausgezeichnet angezogen, die wohltuend das Millionärsmädel aus USA. temperamentsmäßig mildert. Was der operettenhaften Vorstellung von dem Mädchen über dem großen Teich zwar nicht reiflos entspricht, dafür jedoch hier Figur und lyrische Gewandung erhält. Anny Runze, die mit ihrer Li nun also doch die letzte Rolle in Breslau spielt, da sie mit dem Ende dieser Spielzeit fortgeht, forsch und temperamentvoll und wie immer mitreißend. Es ist zweifellos schade, daß wir sie verlieren. Aber es ist ja wohl ihr Wunsch, nicht der unsere. Hans Schröck, als Wolter ein treuherziger Reporter, gut aussehend und leicht elegisch. Hans Herbert Pudor ein wie immer Janst Vertrottelter, diesmal als Matrose mit der erschütternden Benennung Achterpriem. Humorig und geschickt, wie wir ihn ja nun schon kennen. Interessant Paul Schmidtmanns Operettendebüt mit seinem ungarischen Bela. Schmidtman, Hans in allen Gassen, macht auch hier seine Sache ganz ausgezeichnet, bringt für die Operette die Pockerheit und Ungezwungenheit der Geste mit, und fühlt sich augenscheinlich in dieser Atmosphäre pudelwohl. Interessant auch die junge Inge Friedendorff, ein kleines, scharmantenes Figürchen, mit einer ausgesprochenen Begabung und einer natürlichen, quecksilbrigen Laune. Als Typen aus dem Raritätenkabinett des schöpferischen Autorgeistes seien noch genannt Manfred Schäffer als rollenmäßig etwas unglücklicher Ruhlenkamp, Piefel Ehm als humorig sein sollende (die Feder sträubt sich etwas) Hulda Sabelschwert, Willi Buhlmann als forscher Kapitän, Alfred Heymeier als tragischer Ingenieur — und die andern. Sehr hübsche Bühnenbilder entwarf Richard Eisold. Besonders die Nacht ist originell. Die Tänze (Grete Grof und H. H. Pudor) lustig und vergnügt.

Auf der Suche nach guten Operetten ist dies zwar keine Rose, doch immerhin in einer solchen Inszenierung ein nettes Gänseblümchen. Das Publikum erfreut sich an alten und gelegentlich auch etwas neueren Witz. Und im übrigen staunt man nur immer wieder über die Anspruchslosigkeit, die noch so manche ihrem eigenen Lachen zumuten.

## Schauspiel

### Erstaufführung:

#### „Atlantiflug“

Der Sinn dieses Stückes ist der Un-Sinn der Maschine. Der falsche, der negierende, der zerstörende Sinn; jener, der aus einem

Segen einen Fluch macht. Jener, der nicht aufbaut, sondern stürzt. Der den Menschen nicht das ist, zu dem sie ihn geschaffen: der Helfer, der Kamerad, der wahre Fortschritt und der wahre Sieg des Menschlichen über die Materie. Sondern der sich als gigan-

tisches Gespenst der Zeit über die Menschen erhob, sie selber zu seinem Sklaven machte, sie selber in seinen Bann zwang. Und eine Diktatur begann, wie sie fürchterlicher nicht mehr zu denken ist.

Der Sinn dieses Vorwurfs ist mithin ein allgemein menschlicher. Es ist dabei an sich gleichgültig, auf welches Instrument der Technik er sich in diesem Falle konzentrierte. Es ist nicht gleichgültig, daß er gerade jenes wählte, was als Hilfe und als Geißel zugleich den Erdball residiert: die Zeitung. Die Zeitung nicht in unserem neuen, unserem jetzigen Sinne. Sondern die Zeitung als Begriff, als Gegenstand, ja als Weltanschauung, wie sie anderswo, ja, wie sie sogar, man möchte fast sagen: an und in sich zeitlos residiert. Als Sensationsbegriff, als Aufpeitschung, als Instrument, als Mittelpunkt. Diese Zeitung wird hier zum Instrument, verschmilzt mit dem Ungeist einer Menschheit, die in ihrer Götzanbetung und ihrem Rausch von Sensation und Nervenkitzel, von Zirkus, Gift und Stimulanz um jeden Preis — das eigene Herz vergaß — und dieses eigene Herz zertritt.

Diese Seite, also die Seite des blutigen Sarkasmus, der Sinnenbeseßtheit, liegt Nordahs Grieg wie seinem deutschen Nachdichter Karl Verbs. Was beiden nicht liegt, ist die andere Seite. Die des Stillen, des Schlichten, des Menschlichen. Hier wird es hie und da ein wenig schwülstig, ein wenig pathetisch, ein wenig zu sehr auf Absicht angelegt. Bleibt blaß, hat keine Eigenfarbe, keine Eigenstrahlung. Der Messiasgedanke dieser Kräfte ist zu kostümiert, als daß er tatsächlich die Natürlichkeit und den Glauben verkörpern könnte. Das Licht, das mit ihm durch seine Jünger in die Welt der nackten Spekulation, der brutalen Benützung und der eisernen Gerüste aufleuchten soll, ist kein göttliches Leuchten. Es ist kaum ein Wachslichtlein. Man fühlt nicht, daß es die Kraft besitzt, jene große Kraft, vor der das ganze falsche Instrument zerbricht, zerbrechen muß; daß es das Herz in der Brust trägt, jenes ewige Herz, vor dem allein der ganze lügenerische Apparat machtlos und sinnlos wird. Die Maschine, jene in dem großen Sinne der falsch motorischen Kraft — sie ist echt in diesem Stück. Der Mensch jedoch, der sie bezwingt, der sie, obgleich er fällt, sie ihrer ganzen Sinnlosigkeit überführt — er bleibt nur ein dramaturgischer Gegenspieler. Trotzdem aber ist das Ganze ein dramatischer Wurf von packender, fast demonstrativer Prägnanz. Ist ein Blatt, eine Seite in dem großen, allgemeinmenschlichen Kampf gegen den Mißbrauch des Maschinellen, die ihrer Bedeutung wert erscheint, und die sich ihres ethischen Sinnes bewußt ist. Sigürlich ist nichts überzeichnet.

Grad der schwarz-weiße Vorwurf der Idee wird nicht primitiv, sondern manchmal verblüffend gekonnt mit allen seinen psychologischen Überschneidungen vertieft. Alle billigen und wieder einmal so naheliegenden Kintopfeffekte sind vermieden. Der Kern der Bestie Maschine, Dähl, bleibt doch im Grunde ein armer, ein verirrter Mensch, dem, in den Klauen seiner sophistisch-japanischen Größe unrettbar versangen, faustische Läuterung verschlossen bleiben muß. Und der deshalb, nach dem Gesetz der Unaufhaltbarkeit, selber zu Mephisto wird. Die Figuren der anderen Welt sind wesentlich komplizierter, die Motive vielfältiger. Der Kern schwankt hier zwischen dem an seinem staubig gewordenen Ruhm verbitterten Raven, und dem Idealisten Paus. Raven ist kaum mehr als Werkzeug. Die vorstoßenden Kräfte kommen ideenmäßig von dem Idealisten her, der damit sein eigenes Ideal zerbricht. Motiv der sich begeisternden, vorstürmenden Jugend. Aber schwach gezeichnet. Bleibt noch der Freund Ravens, der zum Kameraden wird, als er Raven schwach sieht. Im Grunde unterliegt er jedoch zu allererst der Verlockung der sensationellen Tat. Man kennt sich hier nicht recht aus. Alle drei wollen sie durch ihre Tat die Sensation gewissermaßen selbst ad absurdum führen. Benützen die Maschine, wie die Maschine sie benützt. Umständlich gezeichnet nach dem prägnanteren Wort — „Ein Teil von jenem Geist, der stets das Böse will und doch das Gute schafft“. Denn ihre Tat, das wissen sie — wird alles andere überdauern. Wird Gutes schaffen — obgleich die Absicht nur geschäftlich war. Doch dieses alles ist etwas lau gezeichnet, etwas labyrinthisch. Dem Stahl der Gegenseite steht nicht unbedingtes Gold des Menschlichen gegenüber. Denn dieses Menschliche ist hier etwas Papier. Oder ist das Absicht? Will der Dichter gerade damit zeigen, daß die Maschine gerade zufolge der Jermürbtheit ihrer Opfer nur um so höhniisch-ungehinderter diktieren kann? Wäre es so, dann wäre dieses Stück tatsächlich heute überholt. Aber ich glaube es nicht. Ich glaube eher, daß der dichterische Wille hier ein stärkerer war, als die dichterische Kraft ausreichte.

Johannes Heinrich Brehm, jung, enthusiastisch, mußte zwangsläufig den technischen Verlockungen des Stückes unterliegen. Was der Dichter möglichst vermied, nämlich den Effekt, den zeichnete Brehm nachträglich in das Manuskript wieder hinein. Stellte den Apparat, der an sich nur Hintergrund sein darf, vorn an die Rampe. Verstärkte vor allem manches fast filmische Moment des Stückes. Die Szenen knallen wieder einmal. Das Ganze leidet an Überpöfierung. Im Außerlichen. Und das Innerliche muß das

naturgemäß bezahlen. Brehm ist nicht nur als Bühnenbildner, er ist auch als Regisseur begabt. Dies sei ausdrücklich nach manchen hier bemerkten Ansätzen gesagt. Aber es muß alles erst noch Format gewinnen, es muß sozusagen menschlich grundiert werden, es muß aus dem Blickwinkel knalliger Spielerei heraus und in einen anderen, vertiefteren, innerlicheren hinein. Die Kunst des Weglassens ist schwerer als die Kunst des Ausschachtens. Ein Beispiel: das zweite Bild des dritten Aktes, das von dem Flugplatzzimmer in das Flugrestaurant verlegt wurde. An sich ist das gleichgültig. (Eine ähnliche Verlegung des vorübergehenden Bildes vom Kaffeehaus in die Redaktion ist dagegen nicht gleichgültig, denn sie verschiebt irgendwo den Schwerpunkt.) In jenem Flugrestaurant jedoch — da erscheinen plötzlich Mikrophon und Tonbildapparat. Und im gleichen Augenblick wird das Tribunal zur Operette. Verschiebt sich durch die grundsätzliche Betonung eines einzigen Moments die Situation von einer grausigen und höhnisch-frazenhaften, ja fast teuflischen Größe — zu einem Kalauer. Und das Publikum lacht — wo es schauern sollte. So gibt es Hunderte von ähnlichen Beispielen in dieser Inszenierung. Völlig überflüssige Ausbrüche, die eine instinktive Atmosphäre der Exaltiertheit und Geschraubtheit schaffen. Wie kann man eine Rolle, wie die des Raven, vornehmlich durch Seufzer und Stöhnen spielen lassen. Das ist Gartenlaube. Wie kann man Dahl in der Finanzsitzung auf einen Rindertron setzen. Das sind gestrige Mittel, die wir heute nicht mehr nötig haben. Es sind Kleinigkeiten, gewiß — aber sie hemmen. Sie vergrößern das Bild. Sie verschieben die Charaktere vom Satanischen ins Possenhafte, vom Ernstzunehmenden in Komödienulke. Die Klang- und Bewegungskulisse des ersten Bildes war ein Zirkus. Die Fäden verknäulen sich auch weiterhin. Es hält sie kein Wille mehr in der Hand. Auch der Roststift muß noch lernen. Manche Längen hinderten. Schade. Aber es sind auch schon andere an den Verlockungen des Außerlichen gescheitert. Ein abschließendes Urteil ist nach dieser besonders heiklen Inszenierung jedenfalls noch nicht möglich.

Die Überposierung der regielichen Idee mußte sich mehr oder weniger an jeder der Figuren auswirken. Franz Michael Alland ist ein fantastisch starker, suggestiver, mit Spannung geladener Dahl, eine Figur aus einem Guß, ein stählernes Nervenbündel. Die Grenzen zwischen Echtheit und Pose liegen hier am gefährlichsten nebeneinander. Daß sie nur ganz selten (man hatte das Gefühl: fast wider Willen) überschritten wurden, zeugt für Allands schauspielerische Kraft.

Theo Mack's Raven bringt sich durch ein Zuviel um manche Wirkung. Die Figur hat weiterhin mit den in sie hineingesteigerten exaltierten Momenten nichts zu tun. Nervosität demonstriert sich nicht allein in Bewegung, und Seelengal nicht unbedingt durch Seufzer. Die Rolle ist offenkundig falsch angelegt. Edith Dahmann eine warme, starke Erna Raven, menschlich gut und echt und sympathisch. Eugen Baumann als Professor Heitmann, bis auf kleine Nervositäten, eine durchgearbeitete Figur. Walter Utten-dörfer hat mit seinem Retil Paus einige verblüffend echte und starke Momente, nach denen er regelmäßig ebenso verblüffend plötzlich wieder leerläuft. Das Gespenst der falschen Routine taucht hier auf. Er wirkt manchmal ganz urplötzlich, mitten in einem Faden, wie abgelenkt, wie abkonzentriert, wie herausgerissen. Ohne ersichtlichen Grund. Seltsam. Im Stab der Zeitungsleute Walter Raupach ein ausgezeichnet trocken rauhebeiniger Christensen, Paul Amende ein manchmal nicht ganz glaubhafter Skjoldborg, Franz Schnyder diesmal als Bugge eine grundierte und saubere Figur, und Elisabeth Junke eine das leicht manirierte Gefühl ihrer Rollensprache tapfer vermenslichende Rahel. Karl Eberhard (Berge) sicher und charakteristisch, Georg Thomas (Martinsen) und Fred Pletschke (Simonsen) als Typen wirksam. Ursula Schaub eine seltsam blasse Helle, in einer nicht ganz glaubhaften, posierten Erstarrung. -

### „Glück im Haus“

Das ist eine lustige, spaßige, harmlose, aber vergnügliche Sache. Künstler unter sich, Bohème, Spieleschreck, Lebensgenosse — und doch brave, liebe, anständige Kerle, die mit den Schornsteinen und Wetterhähnen oben von ihren Mansardenpalästen aus Fußball spielen — überall, in Schwabing wie im quartier latin. Der absolute Vorteil dieses Stückes: sein unbedingtes Treffen des Milieus. Nur wer sie kennt, wie sie früher in Schwabing, dem Künstlereldorado Münchens, draußen hinterm Siegestor hausten, in Dachkammern, in Ateliers, in die der Wind einpiff und der Regen zu Besuch kam — wer dieses Leben kennt, dieses tolle, zeitlose, ungebundene, von allen Begriffen der Bürgerlichkeit gelöste, wer das Konzert der knurrenden Mägen und das Rascheln der unbezahlten Rechnungen gehört — nur der weiß, wie treffend Farbe und Stimmung und Art das Stück mit fast photographischer Treue zeichnet. Zumindest in seiner äußerlichen, umrisartigen Struktur. Wenn auch der Geist in Wirklichkeit wohl ein wenig tiefer ist; denn in diesen Ateliers wohnten Köpfe, gegen die sich mancher Stubenphilo-

Joph hinter den Wandschirm verstecken könnte. Doch wer erwartet von so einem schwankhaften, sommerlichen Lustspiel mehr, als sommerliche Bretter tragen können? Man verlangt es nicht. Und obendrein: des Mutterwitzes wird genug getan. Souverannen gibts in Ateliers nicht. Und doch ist die Anständigkeit ehrlicher, als manchmal wo anders, wo sie würdiger daherkommt. Man hat seinen Jargon. Und der ist schnoddrig. Man ist nicht prüde — aber man ist sauber. Und gesund. Man gibt sich Tiernamen — und trinkt dann Rognaks. So ist das. Und es ist herrlich.

In dieses Milieu hat Hans von Letra alias Dr. Hans Adler eine Handlung hineingedacht. Die genau so verrückt wie die Deutschen da sind. Entzückend verrückt. Leicht, grazios, mit schnoddriger Gewandtheit. Die sich noch außerdem um etwas dreht, das heiß ersehnt und glühend angebetet wohl nirgends so inbrünstig in den phantasievoll himmelblauen und real unbüfterten Himmel steigt — wie gerade aus diesen Atelierfenstern. Es gibt lustige kleine Parodien, wie das Ansehen der Göttin, wie das allem Moralin glatt ins Gesicht schlagende Chan-son von der Ruh. Es ist alles geschickt an der Grenze der Frechheit, es wackelt, es amüsiert sich selber darüber, bunt und durchaus nicht derb gotteslästerlich auf einer Holzkiste — und trifft dabei gelegentlich nachtwandlerisch verteuelt den berühmten Nagel auf den Kopf. Viele alte Typen sieht man wieder, als Typen sich selber anukend, geschickt parodiert, respektlos ironisiert. Lustig das eine wie das andere. Ein Scherz — mit manchmal tieferer Bedeutung.

Ganz fabelhaft jedoch, wie Hans Tügel, dessen glückliche Hand für derlei Sachen er schon einmal in „Akrobaten des Glücks“ bewies, dieses kecke Stücklein auf die Bretter stellt. Weit entzückender und originaler stellt, als Entzückung und Originalität in dem Stücklein selber eigentlich da sind. Mit einem untrüglichen Sinn für humorige und lustige Wirkungen löst er spielerisch das Ganze wie einen Kreislauf aus, quirlt das Tempo durcheinander, hat entzückend originelle Einfälle (wie die Katzen auf dem Dach, das fahrende Sofa, das in Intervallen immer wieder auf- und abglühende liebessehn-süchtige Herz), tollt mit den Figuren durch das Atelier — und streut die kleinen elegischen Momente wunderhübsch, nie zu lang und nie zu kurz, wie aufblinkend, dazwischen. Selten hat Tügel außerdem ein so glückliche Hand im Streichen von Längen gehabt. So daß manche Stückmäßig etwas ausgewählte Lustigkeiten jetzt wie halbe Improvisationen wirken. — Tügel sollte auf diese ganz besondere Weise seiner Begabung achten. Sie ist so selten in ihrer gesunden,

spielerischen und doch nicht verspielten, wirbelnden und doch nicht turbulenten, quecksilbrigen, buntgemischten, buntbewegten und impulsiven Freudigkeit und Heiterkeit, die turmhoch über aller platten Schwankbeweglichkeit steht — daß hier Perspektiven ganz besonderer Art liegen.

Der Zweite, dem das Hauptverdienst der ganz ausgezeichneten Vorstellung gebührt — ist Kurt Pratsch-Kaufmann. Der in seinem Andreas die beste Leistung gibt, die man bisher hier von ihm sah. Er ist zweifellos ein ganz starkes, ja vielleicht sogar seltenes Talent einer ganz bestimmten, in gewissem Sinne neuartigen, verblüffenden Humorigkeit. Ganz locker, ganz natürlich, ohne jeden Krampf und ohne jede Gewaltthat, lacht ihm der Schalk, der Scherz und die Freude aus jeder Rockfalte. Wie er geht, wie er sitzt, wie er sich bewegt — das ist eine köstliche Art von Humor. Und von schier ungeheurer Laune. Eine manchmal fast akrobatische Art, die doch nie ins Exzentrische hinüberschlägt. Die Situationen lustig macht, weit über die Lustigkeit der Situation hinaus. Dieser ganze kleine Kerl strahlt förmlich vor Freude — und ist auf eine ganz besondere Art elegisch in den traurigen Momenten, die über ihn mit einer impulsiven Heftigkeit kommen, die man nicht für möglich halten sollte. Und die genau so schnell vorübergehen, von einer aufspringenden Freude wieder übersprudelt werden — daß man nur eines wünschen möchte: nämlich Stücke, in denen sich diese ganz besondere Art Humor voll und restlos entfalten kann. Auf dem Boden wirklicher künstlerischer Substanz. Wenn diese Stücke allerdings auch erst geschrieben werden müssen.

Alle andern auf der Bühne sind mehr oder weniger um diesen Andreas herumgruppiert. Schade ist dabei, daß Walter Uttendörfer diesmal vollständig versagte. Sein Harry ist aus Holz, ist ledern, ohne jede Note. Grad im Zusammenspiel mit Pratsch-Kaufmann, dem so fabelhaft Gelockerten, wird das fast peinlich deutlich. Walter Uttendörfer, der noch so junge Schauspielerspieler, hat keine Spur von Jungsein. Gewiß ist seine Rolle hier nicht mehr als ein Stichwortgeben. Doch das ist nicht einmal das Wesentliche. Das Wesentliche ist ein ganz seltsames Versagen Uttendörfers der Natürlichkeit, der Ungezwungenheit gegenüber. Die andern lustig und bei guter Laune. Die hübsche Marianne Mewes als weiche, kätzchenhafte, süße und doch nicht süßliche Helene. Eva Behmers als eine allerdings ihr nicht ganz liegende Christine, Paul Amende als dekorativer Xaver mit beanständigenden bayrischen Dialektversuchen, Georg Thomas als Hintertupfer, Franz Michael Alland als direkt herzig ent-

waffnender Pralle, Franz Gützlaff als mühsamer Lieblich und Otto Schröder als grim-miger Schutzmann.

Eine hübsche und originelle, leicht spritzige und elegante Musik von Alexander Steinbrecher für zwei Flügel verbindet und unter-malt improvisatorisch die Szene, und hat parodistische Einfälle, wie beispielsweise das Erbkönigsmotiv beim Erscheinen des er-bitterten Vaters. Die beiden Doktoren

Fritz Roschinsky und Herbert Lindner spielen die hübsche Musik mit zwar bitterernsten Gesichtern aber geschickt-fröhlichen Fingern. Ein reizendes Bühnenbild stellt Johannes Heinrich Brehm. Fast hätte man es sich räumlich noch kleiner denken können. Die Breite zerfloß etwas. Aber der Hinter-grund war mit den Dächern und den Wetterhähnen dankbar und geschickt.

S. B.

## Buchbesprechung



**Volk auf fremder Erde.** Das Schicksals-buch der Auslanddeutschen. Herausge-gaben von Emil Maxis. Ostdeutsche Ver-lagsanstalt Breslau. 238 Seiten. In Leinen gebunden 3,85 RM.

Ein Sammelwerk, einmalig in seiner Art, eine notwendige Ergänzung unseres Schrift-tums. Das gesamte Auslanddeutschtum kommt hier in seinen eigenen Dichtern zu Wort. Aber nicht eine subjektive Dichtung wurde hier vereinigt, um ein neues Litera-turbuch zu den ach so vielen hinzuzufügen, sondern die dichterischen Dokumente zu-sammengestellt, die in ihrer Gesamtheit eine Kulturgeschichte des Auslanddeutschtums geben. Einhundertachtundzwanzig Dichter und Dichterinnen aus Vergangenheit und Gegenwart bekennen ihre Verbundenheit mit dem deutschen Blut, auch auf fremder Erde sind sie Ründer des unsterblichen deutschen Gedankens. In sieben Kapitel gegliedert, führt uns das Buch zu den Deutschen auf dem ganzen Erdenrund, erzählt deren wech-selvolles Schicksal und offenbart uns ihre geistige Haltung. So bietet die Sammlung zugleich eine Geschichte der Auslanddeutschen selbst. Niemand, der sich mit Fragen des Auslanddeutschtums beschäftigt, kann an diesem auch buchtchnisch hervorragend aus-gestatteten Werk vorübergehen, im Deutsch-unterricht aller Schulgattungen wird es mit Nutzen verwendet werden können. Der Wissenschaftler findet obendrein eine reiche Quellenübersicht, wie sie bisher noch nirgends geboten worden ist.

**Staatsneubau aus Rasse und Volkheit.** Die Junifolge der „Schlesischen Hochschul-zeitung“.

Die „Schlesische Hochschulzeitung“ setzt in ihrer soeben erschienenen Junifolge, die in der vorigen Nummer begonnene Ausein-andersetzung mit Gruppen fort, die sich

nationalsozialistisch nennen, denen gegenüber aber schärfste Wachsamkeit der deutschen Jugend notwendig ist. Die Beiträge stellen deutlich heraus, daß die Grundlagen des nationalsozialistischen Staatsneubaues Rasse und Volkstum sind und daß die deutsche Jugend sich gegen den Versuch verwahrt, diese Voraussetzungen irgendwie ideologisch in Zweifel zu ziehen.

Die „Schlesische Hochschulzeitung“ hat mit als erste studentische Zeitschrift die Aus-sprache über Hochschule und Landschaft auf-genommen. Der Vertiefung der Verbunden-heit unserer schlesischen Hochschulen mit dem schlesischen Lande dient eine ständige Bei-lage „Schlesische Volkstumspflege und Hei-matkunde“, welche diesmal unter anderem einen feinsinnigen Beitrag von Joseph Wittig über „die Grafschaft Glatz“ enthält. Aus dem Grenzlandteil sind besonders be-merkenswert Ausführungen eines Auslands-deutschen über „Nationalsozialismus und Volksgruppen“ und ein Beitrag des neuen Leiters des Breslauer Osteuropa-Instituts, Professor Uebersberger über „Ostpolitik und Osteuropaforum“. Ueber Studentenschaft und Hochschule hinaus wird die Plauderei „Ein Ostsemester aus dem Schwarzwald in Breslau“ Beachtung finden. So gibt auch die Juni-Folge der „Schlesischen Hochschul-zeitung“ ein lebendiges Bild von dem geistigen Ringen des neuen deutschen Stu-denten, ohne sich deshalb außerhalb der Kampfgemeinschaft unserer schlesischen Hei-mat zu stellen. Die reichhaltige Folge kann übrigens vom Verlag Breslau 1, Annen-gasse 1, zum Preis von 20 Pfg. bezogen werden. Es ist zu hoffen, daß die „Schle-sische Hochschulzeitung“ in wachsendem Maße über die Hochschulen hinaus für die Ver-bundenheit unserer schlesischen Hochschulen und ihrer Studentenschaften mit der Heimat und den schlesischen Volksgenossen aller Schichten wirken wird.



**Dotewiese und Schneegruben**

Aufn.: Dr. M. Groneberg